Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 18 (1914)

Artikel: Reiseerinnerungen und -eindrücke aus Unternubien
Autor: Moesle, Adolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-575371

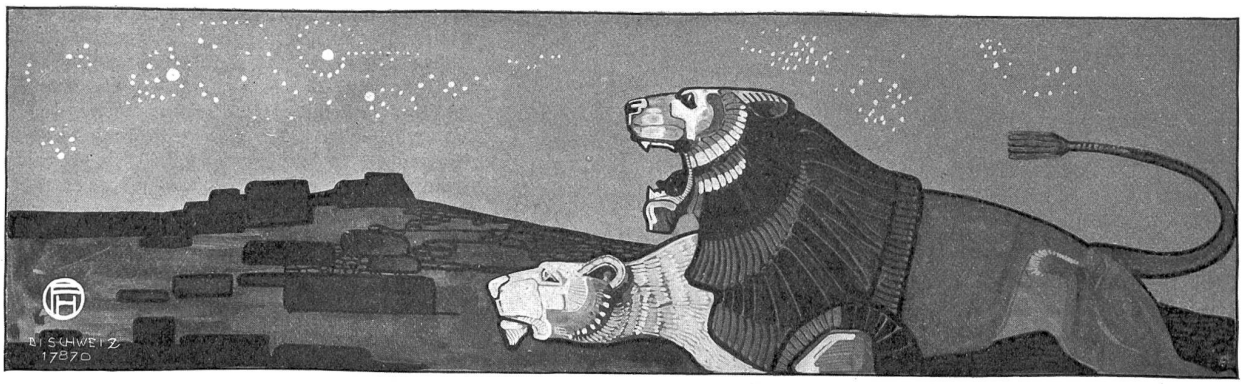
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Wüstenweh

Siehst du die Wüste dort im Sonnenbrand,
Wie starr und öd sie liegt und ohne Leben?
Sie wäre fruchtbar, wäre reiches Land,
Wollt nur der Himmel ihr zu trinken geben!

Doch tut er's nicht, und sie bleibt wüst und leer,
Ein einsam wunder Fleck auf dieser Erde,
Und drüber lastet bleiern, hart und schwer
Ein alter Fluch: Ein ungesprochnes „Werde!"

Hans Wohlwend, Zürich.

Reiseerinnerungen und -eindrücke aus Unternubien.

Mit insgesamt drei Kunstbeilagen und neunundzwanzig Abbildungen im Text nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

1. Einleitung.

Vor ein paar Monaten ging durch die ägyptischen Zeitungen die Notiz, daß durch die sechsmetrige Erhöhung des Assuandammes die Dörfer Unternubiens auf eine Distanz von etwa hundert Kilometer von Schellal nilaufwärts unter Wasser gesetzt würden, daß die ägyptische Regierung die nubischen Siedler expropriiert hätte, daß aber viele von ihnen bis zum letzten Tage auf der heimischen Scholle ausgeharrt, um dann tränenden Auges von ihr Abschied zu nehmen. Auch mich beschlich eine stille Wehmut, als ich diese Notiz las. Hat doch auf diese Weise die fortschreitende Zivilisation oder vielmehr das nimmermüde England, das Baumwolle braucht für seine Spinnereien und daher Wasser und immer mehr Wasser für das untere Niltal, einer Kleinwelt den Untergang gebracht, einer Kleinwelt, die so typisch ist in ihrem Aufbau, in ihren Landschaftslinien, in ihrer Bevölkerung und deren Sitten, daß ihre Vernichtung einen wirklichen und wahren, nicht wieder gut zu machenden Verlust an Eigenart bedeutet. Der obere Teil Unternubiens ist allerdings von der Vernichtung verschont geblieben, aber er gleicht in seinem Charakter schon ganz Obernubien, sodaß man trotz allem sagen muß, die Erhöhung der Assuaner Talsperre hat dem typischen Unternubien seinen Untergang gebracht.

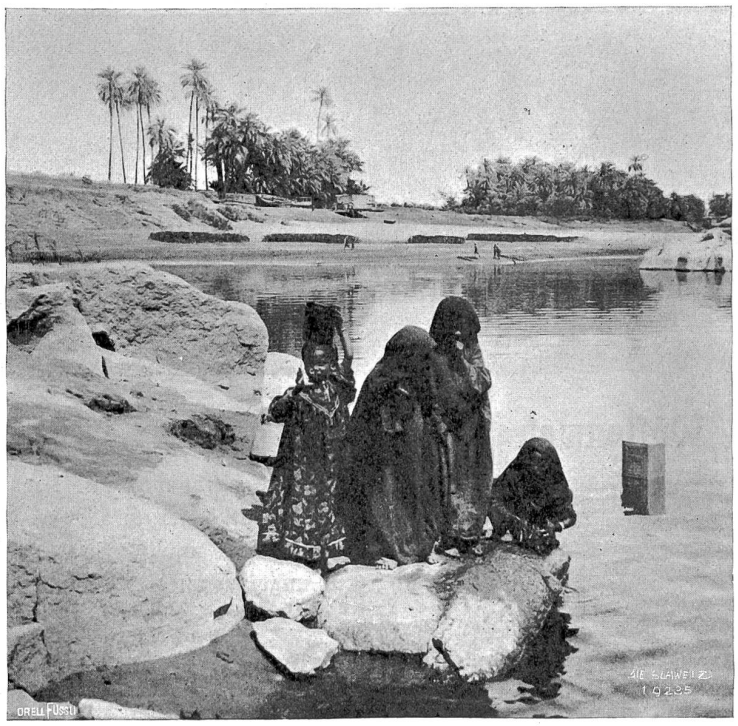
So will ich denn versuchen, meine Reiseerinnerungen und -eindrücke aus Unternubien, das ich zusammen mit einem Freunde in ganz eigener Weise, nämlich in einer kleinen arabischen Felluke, von Dorf zu Dorf segelnd, bereist habe, hier festzuhalten, um diesem Unternubien und seinen Bewohnern, die mir durch schöne Erinnerungen ans Herz gewachsen sind, einen kleinen Denkstein zu setzen.

2. Reisevorbereitungen.

Daß wir auf die Idee kamen, die kleine Felluke zu mieten, daran waren in erster Linie unsere zerrütteten „Finanzverhältnisse" schuld. Denn eigentlich lag ein Besuch Unternubiens nicht in unserm Reiseprogramm, sondern wir hatten uns nur Oberägypten ansehen wollen. Schon in Luksor hatte sich aber in uns hartnäckig der Gedanke festgesetzt, dem großen Felsentempel in Abu Simbel noch einen Besuch abzustatten, der doch eine der merkwürdigsten architektonischen Schöpfungen des alten Aegypten bildet. Während unseres Aufenthaltes in Assuan wurde dieser Gedanke direkt zu einer Art fixer Idee, die uns hypnotisierte; denn ob wir auf unsern Eseln in der Wüste herumtrabten oder in den alten Steinbrüchen herumkletterten oder im Boot auf dem schimmernden Nil nach Elephantine hinüber glitten, immer packte uns diese „Abusimbelkrankheit" wieder an. Wollten wir uns nicht schließlich die schönen Tage in Assuan durch diese fixe Idee vergällen lassen, so mußten wir dem Uebel unbedingt in irgend einer Weise steuern. Wir hatten für die nubische Tour noch rund zwanzig Pfund zur Verfügung, und diese hätten nun allerdings für eine Fahrt mit dem Regierungsdampfer nach Wadi Halfa und zurück gereicht. Mit dem Regierungsdampfer hätten wir aber von Land und Leuten blutwenig gesehen und die Hauptsache, Abu Simbel, vielleicht gar nicht, da der Halt beim Felsentempel nur fakultativ ist — „wenn es die Zeitverhältnisse gestatten" — und bei dem tiefen Nilstand im März und den allfällig durch Auffahren hervorgerufenen Verzögerungen sowieso mit Zeitverlusten gerechnet werden mußte. Einem eigentlichen Touristendampfer hätten wir uns aber nie anvertraut; dazu besaßen wir nicht die nötigen Qualitäten als Globetrotter und Herdengeschöpfe, die sich willig von einem Leithammel führen und von einem Leitbock alles vorkauen lassen.

So wurden denn schon am ersten Abend in Assuan, als wir in der lauen Frühlingsnacht vor dem Hotel saßen, eifrig Reisepläne geschmiedet, und nachdem wir lange zwischen einem Kamelsritt nach Abusimbel, einem Pferderitt und einem Hausboot — lauter Dinge, die unsern finanziellen „Ruin" zur Folge gehabt hätten — hin und her geraten und disputiert hatten, kam mein Freund auf den rettenden Gedanken: „Der Teufel auch," sagte er, „wir mieten die kleine Felluke, mit der wir heute nach Elephantine hinüber gefahren sind!"

Ein Kranz von Eingeborenen umlagerte uns; denn wie ein Lauffeuer hatte sich im Nest die Nachricht verbreitet, daß zwei „Chawagat" nicht auf die gewöhnliche Weise nach Abu Simbel reisen wollten. Mir hatte der Vorschlag meines Freundes sofort eingeleuchtet; denn dadurch sah ich die Kolosse von Abu Simbel für uns auf einmal „in greifbare Nähe gerückt". Der



Unternubien Abb. 1. Nubierkinder am Ufer von Elephantine.

deutsche Wirt aber machte bei dem Vorschlag, den er mitangehört hatte, ein Gesicht, so lang wie ein Maiskolben: „Meine Herren, Sie werden doch nicht! Der Plan ist ja wahnsinnig; denken Sie an die vielen Stromschnellen, an die Sandbänke und an die Zerbrechlichkeit und Morschheit der kleinen Felluke!"

Es half alles nichts! Die Augen strahlten uns vor Freude wie kleinen Kindern, wenn ihnen der Osterhase das erste Mal freundschaftlich die farbigen Eier gelegt hat; es blieb dabei, wir würden in der kleinen Felluke nach Abu Simbel fahren, vorausgesetzt, daß mit den Bootsleuten eine Einigung zu erzielen war. Auf diese Einigung setzten wir alle Hoffnung, der deutsche Wirt die seinige auf eine Nichteinigung.

Also frisch ans Werk! Wir hatten aber gar nicht nötig, die Bootsleute zu rufen; denn die Fama von unserm Reiseplan hatte auch das Nilufer schon erreicht und sofort den Oberbonzen des Bootes, der sich zugleich auch als Dragoman ausgab — er konnte auf deutsch „Ja, ja!" sagen sowie „Schöne Landschaft das!" und verfügte im Englischen über eine Reihe derartiger Ausdrücke — herbeigezaubert. Er war ein mittelgroßer ebenholzfarbiger Nubier, mit offenem ehrlichem Gesicht, dem aber das eine Auge durch Ophthalmie verloren gegangen war. Zwölf Pfund wollte er haben für eine Fahrt nach Abu Simbel und zurück, Verproviantierung inbegriffen; dazu wollte er vier Ruderer stellen, von denen der eine, wie er sagte, in einer Griechenfamilie als Koch gedient hätte und die Küche aus dem ff verstehe, einen Primusbrenner, zwei Matratzen, einen ägyptischen Filterkrug und noch eine Reihe anderer Herrlichkeiten mehr.

Wir waren ganz baff; denn der Preis von zwölf Pfund war „unter aller Kanone" billig. So billig war er, daß mir der Billigkeit halber Bedenken kamen; wie war es nur möglich, die Sache mit zwölf Pfund zu machen? Von Schellal nach Abu Simbel und zurück waren es doch rund 600 Kilometer, und die Reisedauer würde mindestens zwölf Tage betragen! „Lieber Freund, vorhin warst du der Gescheitere von beiden, denn du hast das großartige Projekt mit der Felluke ausgeheckt," sagte ich zu meinem Begleiter; „jetzt will ich aber der Gescheitere sein: wir machen mit den Leuten einen regelrechten schriftlichen Kontrakt; denn bis Abu Simbel sind's dreihundert Kilometer, weiß Gott, wie lange uns die Herren auf dem Nil herumgondeln würden, am Ende bis nächsten Herbst! Das wäre aber selbst für meine langmütigen Bureauchefs in Alexandrien zu viel! Ich habe sowieso im Sinne, ihnen vorsichtshalber von dem Reiseplan nichts mitzuteilen, sondern erst am Tage der Abfahrt, im Moment, wo ‚die Yacht in See sticht', die obrigkeitliche Bewilligung einzuholen."

Die Bootsleute erklärten sich einverstanden mit einem schriftlichen Kontrakt; in einem arabischen Café wurde er aufgesetzt mit Hilfe des Dragomans, der aber, trotzdem ich den Kontrakt englisch abfaßte und wir beide zusammen ihn noch mündlich ins Arabische übersetzten, schließlich, glaube ich, doch nicht wußte, was er unterschrieb. In diesem Kontrakt mußten sich die Bootsleute verpflichten, uns in acht Tagen nach Abu Simbel zu fahren und eventuell in der gleichen Zeit zurück. Für jeden Tag Verspätung würde ihnen ein Pfund abgezogen. Sie hatten ein unbegrenztes Vertrauen zu uns und waren von vornherein mit allem einverstanden, was wir von ihnen verlangten. Dann unterschrieb der Dragoman im Namen sämtlicher Bootsleute mit ein paar Kreuzen, denn schreiben konnte er nicht; die Unterschrift mußte durch zwei des Schreibens kundige Araber legalisiert werden, die wir auch im Café selber gegen eine Tasse Kaffee fanden. Die Bemannung der „Armada" saß um uns herum und trank Kaffee. Ich unterzog die Gesellschaft im geheimen einer Prüfung. Der Koch war ein Vollblutnubier von hoher, schlanker, sehniger Gestalt mit stolzen, selbstbewußten Gesichtszügen; klar, fest und trotzig blickten die dunkeln Augensterne aus dem milchigen Augenweiß heraus. Auf dem Kopf trug er einen Turban von blendend weißem Baumwollzeug. Der Steuermann, zugleich der Kapitän, dem die andern unbedingten Gehorsam schuldeten, war ein gutmütiger Alter, sie nannten ihn den „Sched"; er war mittelgroß, runzelig und sehnig, weiße Bartstoppeln bedeckten das dunkle Gesicht, er trug einen weniger einwandfreien Turban als der Koch, auf seinen Gesichtszügen lag Klugheit, Ruhe und Freundlichkeit. Der zweite Steuermann, der auch als Ruderer mitzuhelfen hatte, wie der Koch übrigens auch, war ein junger Bursche vom Habitus des Kochs. Der letzte endlich war ein Mischling; sein Vater war ein Nubier, seine Mutter eine Negerin gewesen; die Oberpartie seines Gesichtes war ganz nubisch, der Mund und das Kinn dagegen ganz negerhaft; er war gedrungener und schwerer als die Nubier, aber auch weniger beweglich und weniger zäh; er war von unbegrenzter Gutmütigkeit und verrichtete neben dem Geschäfte des Ruderns noch dasjenige des Aufwärters und „Casserolier".

Schließlich meldete sich am nächsten Tage auch noch unser Eseltreiber, den wir in den zwei Tagen bereits als sehr zuverlässig kennen gelernt hatten, zu der Fahrt. Wir nahmen ihn ganz gerne mit für die kleine Entschädigung von einem Schilling im Tag; doch stieß der Plan zuerst bei den Nubiern auf großen Widerstand, denn der Eseltreiber war ein Araber, und Nubier und Araber sind wie Hund und Katze. Nie wird ein Nubier, der noch etwas auf sich selber hält, eine Araberin zur Frau nehmen und umgekehrt nie ein rechter Araber eine Nubierin. Zuguterletzt gaben doch die Bootsleute in ihrer Opposition nach.

So war die „Abusimbelkrankheit" für den Moment ausgeheilt, die uns die gute Stimmung hier oben zu verderben gedroht hatte, und wir konnten in Ruhe und Muße die landschaftlichen Reize Syenes genießen. Die Abendstunden be-

nützten wir, um das Nötige für die Reise zu kaufen, in der Hauptsache Mineralwasser und etwas Konserven, da wir der Küche des Kochs doch nicht so recht trauten. Nebenbei stand ich Stunden in den Waffenbazars und kaufte alte Flinten, Dolche, Helm und Schild, Stoßmesser, Pistolen ꝛc. und schleppte die Schätze auf mein Hotelzimmer. Abends vollführten wir mit den Waffen tolle Indianertänze, tranken dazwischen ungeheure Mengen von Wasser mit Kognak, denn es war tagsüber hier oben bereits glühend heiß, und freuten uns wie kleine Kinder auf die kommende Reise. Endlich schleppten wir auch noch hinter dem Rücken des Hoteliers einen türkischen Waffenhändler auf unsere Bude, der so freundlich war, die gekauften Gegenstände auf ihre Echtheit zu prüfen.

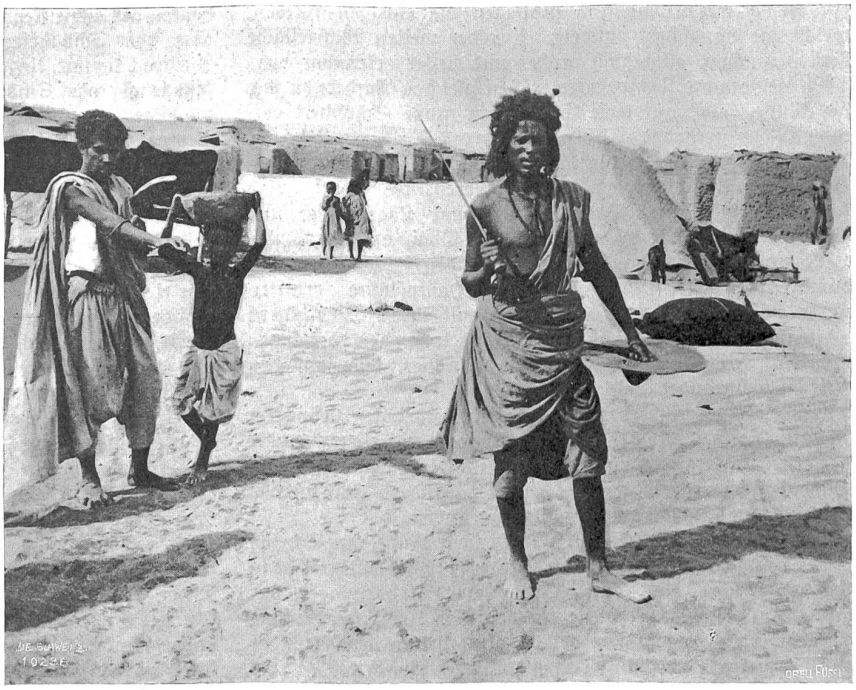
3. Nach Schellal.

Dann kam schließlich der Morgen der Abreise. Das Gesicht unseres Wirtes nahm wieder Maiskolbengestalt an, als er Abschied nahm von uns. Er hatte uns all die Tage mit heiserm Rabenunglücksgekrächze, das allerdings gut gemeint war, in den Ohren gelegen, um uns von der Fahrt abzuhalten.

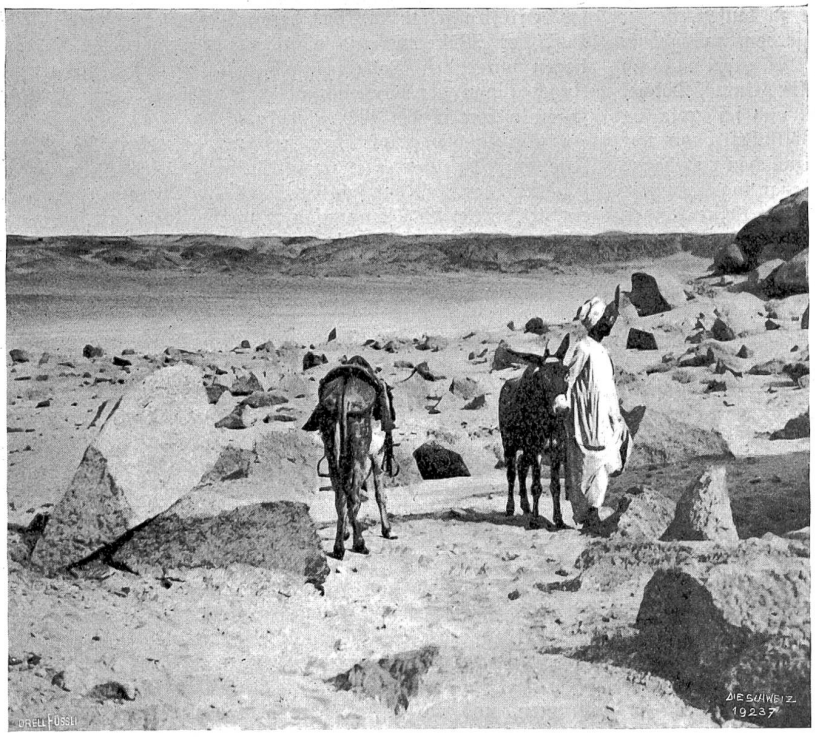
Alles atmete noch die Stille der frühen Morgenstunde, die Esel stunden stumm und steif gleich Holzböcken in ihrem Stand dem Hotel gegenüber. Die Treiber schliefen, teils lang ausgestreckt auf dem Boden, teils an das Lattenwerk des Standes angelehnt. Am Hoteleingang nehmen uns der Dragoman und Muhammed, der Eseltreiber, das Gepäck ab, und wir machen uns auf den Weg zum Bahnhof. Stille liegt über der Insel Elephantine und dem Nil. Nur die mächtigen Palmkronen drüben auf der Insel schaukeln sich leicht unter dem Hauch der frischen Morgenbrise, und das Rauschen ihrer Blätter dringt leise, leise bis zu uns herüber. Hinter den dunkeln Massen der Insel glänzt der Grat der Wüste in den ersten Sonnenstrahlen; auf einer erhöhten Kuppe steht das weiße, nun mit Rosaschimmer übergossene Kuppelgrab des Schech Fakket-el-Hawa. Die ersten goldenen Sonnenstrahlen küssen Grab und Kuppel, die Scheitel der wiegenden Palmen und den gelben Sand der Wüste. Ein eintöniges Knarren unterbricht die Morgenstille: es ist das große Schöpfrad von Elephantine, das seine Tagesarbeit beginnt und nunmehr Tonkrug um Tonkrug voll des köstlichen Nilwassers hinaufhebt über die hohe alte Quaimauer zu den Gärten und Feldern der Insel.

Das schöne Bild versinkt hinter uns, der kleine Wagen der Schellalbahn nimmt uns auf. Langsam setzt sich der Zug in Bewegung unter dem schrillen Pfiff der kleinen Lokomotive; er rollt vorüber an kleinen, verstaubten, baufälligen Vorstadthäusern dem Bischarinlager zu in die Wüste hinein. Vor den backofenähnlichen, mit Strohmatten bedeckten Zelten des Lagers herrscht bereits reges Leben (s. Abb. 2). Schlanke, braune, sehnige Männer blicken trotzig zur fauchenden Bahn hinüber. Das Haupthaar bedeckt in einem mächtigen Büschel von wollartigem Aussehen rabenschwarz die schöngeformten Schädel; meist ragt als Zierde ein glattpolierter Holzstab aus dem Büschel heraus. Einige Bischarin tragen runde, mit einem Buckel in der Mitte gekrönte Lederschilde, einige die typischen innerafrikanischen Langschwerter. Ein paar weiße Reitkamele drehen langsam die Köpfe dem eisernen Konkurrenten zu, halbnackte Kinder balgen sich im Wüstensande, und ein paar von der Arbeit entstellte, in Lumpen gehüllte Weiber tragen Wasser den Strohzelten zu, von deren Dächern bereits die heiße Luft der Wüste zitternd aufsteigt. Ein paar alte Männer liegen unter den Zelteingängen und lassen sich die dürren Knochen von der Morgensonne durchwärmen. Und der Zug faucht weiter in die Wüste hinein.

Die Landschaft wird nach und nach grandios. Die Bahnlinie durchschneidet eine breite Ebene, wohl ein ehemaliges Flußbett des Nil, das sich bei Schellal mit dem heutigen vereinigt; sie wird im Osten umsäumt von dem Plateauabsturz der kleinen arabischen Wüste, im Westen von einer langgestreckten gewaltigen Granitschwelle, die sich parallel zum Nil bis zum Reservoir hinaufzieht und den Blick nach dem Nil hin hemmt. Ich schaute lange zu der granitenen Schwelle hinüber, die in ihrer ganzen Starrheit in der gleißenden Morgensonne dalag: kein Pflanzengrün auf ihr, kein Baumgrün in der weiten Ebene, kein Grün drüben auf dem Gebirge der arabischen Wüste, keines, auch nicht ein Hälmlein! Nichts, nichts, absolute, trostlose, aber grandiose Steinwüste! In der Granitschwelle hatten die Alten die Steinbrüche angelegt, die ihnen das Material für ihre Riesenbauten liefern mußten; denn hart war der Granit und widerstandsfähig, und die Pharaonen hofften für alle kommenden Geschlechter gebaut zu haben! Dort stehen heute noch unvollendet Obelisken, Quader, Deckplatten, roh behauene Statuen und Königsbilder. Dort stehen unvollendet die beiden Ramseskolosse und träumen, träumen von der Zeit, die gegangen ist und die nicht mehr wiederkehren wird, träumen von jener großen Zeit, die es trotz allem so eilig hatte mit dem Scheiden, daß sie unvollendet geblieben sind, träumen, und wenn sie unter dem Kuß der Wüstensonne glühend heiß geworden sind, dann dehnt sich ihre steinerne Brust mächtig im Zorn darüber, daß jene Zeit gegangen und der Fremde ins Land gekommen ist und das heutige Volk, das Anrecht hätte auf die Herrscherwürde, gespannt hat unter sein Joch, daß der Wille des Fremden den heiligen Fluß beherrscht und eingedämmt hat hinter hohe Mauern — ärgern sich, und der harte Stein springt, und Stücke sprengt der Schmerz von ihren Steinleibern, bis auch sie der Zeit ihren Tribut bezahlt haben; denn auch die alten Aegypter haben nicht für alle kommenden Geschlechter gebaut! Herbe Tragik ruht über der ganzen Landschaft, das lastende Gefühl absoluter Leblosigkeit, unumschränkter Todesgewalt. Messerscharf glänzen



Unternubien Abb. 2. Ein Schech der Bischarin aus dem Lager bei Assuan.



Unternubien Abb. 3. In den Steinbrüchen bei Assuan.

die Gräte der arabischen Wüste im Gegenlicht, die milden Linien der Sanddünen der Sahara fehlen ihr ganz. Der Zug faucht durch die weite Sandebene Schellal zu, pustet gleich einem arabischen Renner durch den tiefen Sand und wirft zu beiden Seiten seines vorgezeichneten Weges dichte Sandwolken auf, die der frische Morgenwind verweht, hinüberträgt den träumenden Kolossen zu.

Dann kommt das Reservoir in Sicht: eine hellblaue Wasserfläche, umsäumt von gelbbrauner Wüste, überdacht vom tiefblauen Himmel. Blau und Gelb in wechselnden Tönen und ein wenig Grün, das sind sozusagen die einzigen Farben, welche die Landschaft aufweist. Aus der weiten Wasserfläche heraus tauchen, allmählich größer und besser erkennbar werdend, gelbbraune Tempelreste in den gleichen Farbtönen wie die Wüste, selbst auf diese Entfernung große Schönheit verratend: das sterbende Philae.

Dann fährt der Zug in Schellal ein. Schellal ist nichts als ein kleiner Umschlageplatz für die Waren, die nilauf, nilab kommen: ein kleiner Bahnhof, ein paar Lagerhäuser und Schuppen, ein paar Wohnhäuser, ein Quai, an dem einige Lastdampfer liegen, das ist alles. Auf den flachbodigen Nildampfern arbeiten unermüdlich die Dampfkrane, arbeiten unter rasselndem Getöse und heben mit ihren Eisenfingern Warenballen um Warenballen heraus aus den bauchigen Schiffen, teils auf Eisenbahnwagen hinüber, teils auf den Rücken hochbeiniger Lastkamele.

Ein kleines Ruderboot soll uns hinüberbringen zu unserer Felluke, die während des gestrigen Tages das Felsenwirrwarr des ersten Kataraktes passiert hat und nunmehr heute durch die Schleusen des Schiffahrtskanales weiter wandert. Wir werden sie wohl am Staudamm verankert vorfinden.

Bis das kleine Boot bereit ist, haben wir Muße, uns Schellal etwas anzuschauen. Viel ist nun allerdings nicht zu sehen; denn fast das einzig Interessante ist das kleine Bischarinlager, das auf einer sandigen Schwelle an der Bahnlinie nach Assuan zu steht und an dem wir bei der Einfahrt in den Bahnhof vorüber gekommen sind. Trotzig und mißtrauisch blicken uns die schlanken Abeda an; denn sie sind erst vor wenigen Tagen hiehergekommen und sind nicht an die Fremden gewöhnt wie ihre Stammesbrüder in Assuan, die bereits von der Kultur etwas beleckt sind, gegen Bakschisch (Trinkgeld) unmögliche Kriegstänze aufführen und von der Geldsucht angesteckt sind wie alles, was im Bereich der Zivilisation steht. Die Frauen sind äußerst scheu und verkriechen sich bei unserer Annäherung in die Zelte; die Männer bedienen sich des Arabischen nur mangelhaft als einer Hilfssprache.

4. Das sterbende Philae.

Dann besteigen wir das kleine Ruderboot, sehnige, schwarze Arme legen sich in die Riemen, die Ruder plätschern, heisere Nubierkehlen stimmen einen Rudergesang an, und sachte, sachte gleitet das Boot vom Quai weg auf die blaue Wasserfläche des Reservoirs hinaus.

Trotzdem wir Philae bereits vor einigen Tagen besucht haben, ersuchen wir die Bootsleute, den kleinen Umweg nochmals zu machen. Langsam gleitet das Boot mit verändertem Kurs über die glitzernde Wasserfläche den Tempelruinen zu, langsam werden diese größer, rücken näher, gewinnen an Plastik für das Auge, bis es die Anlage ganz zu erfassen vermag und der Seele all die Schönheit vermittelt, die das griechisch-römische Altertum hier geschaffen hat, als wollte es sich noch einen letzten großen Denkstein setzen, bevor seine Kultur dem Verfall entgegenging, sich und jenen, von denen es so viel gelernt hatte als seinen Lehrmeistern, als seinen Vorgängern in der Herrschaft des Niltales, den alten Aegyptern. Philae ist ein trunkenes Freudenlied der Schönheit, ein Epos der Architektur, dessen Strophenform der altägyptische Baustil geliefert hat, dessen Inhalt dagegen aber der viel feinere griechisch-römische Kunstsinn. Wohl weisen ja die übrigen Tempelbauten der alten Aegypter zum Teil auch große Schönheit auf; aber das Schönheitsempfinden, das in ihren Bauten zum Ausdruck kommt, liegt uns viel ferner, ist für uns viel schwerer faßbar als das Schönheitsideal, das Philae verkörpert. Urwüchsiger, grandioser ist sicher die Kunstauffassung am großen Tempel von Karnak, in Einfachheit und Majestät sicher großartiger, klarer derjenige von Luksor, dessen Schönheit der Moderne noch am ehesten zu würdigen versteht. Aber diese Feinheit, diese Abkehr von der Masse zu richtigen Proportionen, dieser Weggang vom Kolossalen zur Wirkung im kleinen, wie das Philae an sich trägt, beweist den gewaltigen innern Fortschritt, den die Kultur von der Zeit der Pharaonen bis zur Epoche von Philae gemacht hat. Was das Merkwürdige an der Sache bleibt, ist das, daß Generationen an Philae gebaut haben und doch die innere Harmonie der Anlage nicht gelitten hat. Es ist, als ob jedwedem Bauherr der Geist seines Vorgängers übertragen worden wäre. So ist doch ein einheitliches, herrliches Kunstwerk geschaffen worden.

Philae war das Zentrum, die religiöse Metropole für den Isiskult. Außer der Himmelskönigin wurden natürlich auch noch andere Götter hier verehrt, so zunächst ihr Gemahl Osiris und ihr Sohn Horus, dann auch Hathor und einige Kataraktengötter. Aus uralter Zeit herausgewachsen waren diese Kulte, in der ägyptischen Renaissance der griechisch-römischen Periode lebten sie wieder auf; aber der Kult der Isis stellte den der andern Lokalgötter nach und nach ganz in den Schatten. So hielt sich der Kult der Isis hier oben noch lange, als formell

Palmgruppe im obern Teil des Nilreservoirs bei Assuan.
Nach photographischer Aufnahme von Adolf Moesle, Zürich.

bereits das Christentum Besitz ergriffen hatte vom Niltal. Den Glauben an die Himmelskönigin wirklich aus dem Herzen der Bewohner der ersten Kataraktengegend zu verdrängen, das vermochte auch das Christentum nicht, sodaß Justinian als eifriger Sohn der Kirche sich gezwungen sah, den Tempel zu schließen und zum Teil in eine christliche Kirche umzugestalten. Aber Isis hat sich gerächt: sie drang sachte, leise und unmerklich auch in die neue Religion ein, änderte Form und Gestalt, blieb aber in ihrem Wesen gleich, die gütige Himmelskönigin, die ihren Sohn auf dem Arm hält, gleich, wie in Germanien das Volk nicht lassen wollte von den alten Göttern und sie in neuer Gestalt mit hinübernahm in die neue Religion. So schenkte uns Aegypten den Marienkult als ein Geschenk des Heidentums, Germanien eine Reihe von Heiligen, die einst als heidnische Götter Walhalla oder Hela bevölkert hatten.

Philae, du Siegeslied antiker Schönheit, wie lange wird dich die Jetztzeit noch vernehmen können? Denn Philae ist nicht mehr das Philae von früher, dem die Zeit nicht viel anzuhaben vermochte, sondern heute ist es das sterbende Philae!

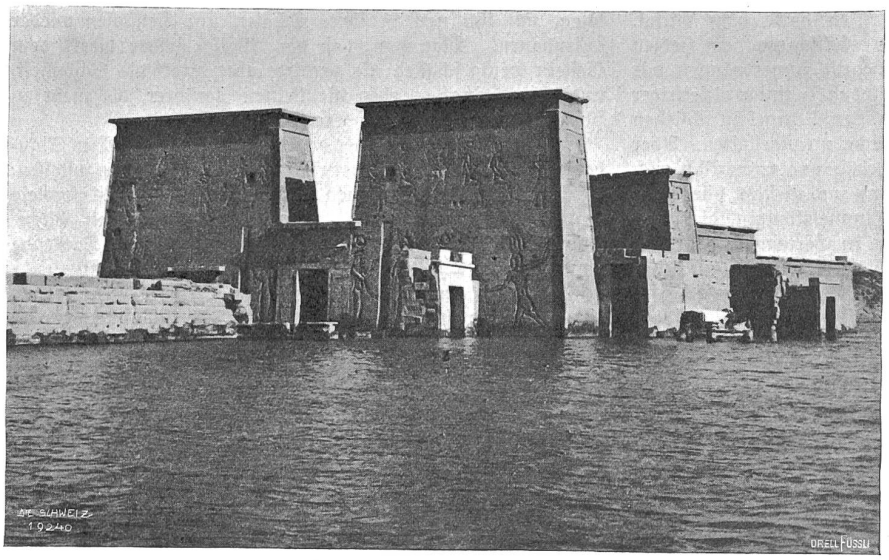
Pierre Loti hat mit seinem Pessimismus, dem er in seinem „Mort de Philae" Ausdruck gibt, wohl recht gehabt. Philae ist dem Untergang geweiht. Denn an Philae frißt das Wasser, das Wasser desselben Flusses, der die Insel jahrhundertelang in seinen Armen gehalten hat, der wohl zürnend und grollend zur Flutzeit bis zu den Tempelstufen vordrang, dessen Zürnen aber immer wieder die göttliche Isis zu beschwichtigen wußte, sodaß er ihrem Heiligtum kein Leid antat. Derselbe Fluß, der immer den Rücken willig darbot, daß all die Steine zum Tempelbau hinübergeschafft werden konnten auf die Insel, derselbe Fluß, der es den Verehrern der Göttin ermöglichte, mit ihren Barken talauf und talab zu kommen zu den heiligen Prozessionen, derselbe Fluß frißt heute zerstörend an den Fundamenten des Bauwerkes. Er hat sich der Sklavenpeitsche der modernen Technik fügen müssen, und murrend staut der einst freie Nil seine gewaltigen Wassermassen hinter dem großen Steinwall, und diese Stauwasser fressen, fressen als nimmersatte Vielfraße täglich, stündlich an den Mauern von Philae; nur gegen Ende Sommer, wenn das Reservoir fast oder ganz leer ist, gönnen die ewig nagenden Wasser den Tempelresten eine kurze Zeit der Ruhe, um im Herbst aufs neue ihre Zerstörungsarbeit zu beginnen ... Warum? Weil die Technik nicht Halt macht vor der Schönheit, die frühere Generationen geschaffen haben, weil der Engländer Baumwolle braucht und Baumwolle Wasser, immer mehr Wasser ...

Die schöne Theorie gewisser englischer Experten, die auf einen Wink ihrer Regierung der nervös gewordenen Welt ein Beruhigungspülverchen verabreichen mußten, in der Form, daß das Wasser den Fundamenten nicht schade, sondern im Gegenteil eine höchst konservierende Wirkung ausübe, wird wohl im Ernste niemand glauben, zum wenigsten niemand, der einmal die schlammüberzogenen Säulen des jetzigen Philae gesehen hat, gesehen hat, wie Aber- und Abertausende von kleinen Kalkmuscheln unermüdlich an der Arbeit sind, um mit den ätzenden Säuren ihres Freßapparates den Kalk der Bauwerke aufzulösen, um ihn neu in ihren Schalen und Gehäusen wieder aufzubauen. Mag sein, daß das Wasser selber direkt dem Gestein wenig schadet. Es verdirbt aber direkt die Schönheit, und dann bringt es eben die kleinen Zerstörer, die mehr zu fürchten sind als alles andere.

Der Technik gehört aber der Tadel nicht allein. Der Staudamm war an keinem andern Orte so vorteilhaft aufzustellen. Er steht auf der natürlichen Schwelle, die den Nil sowieso staute, also auf dem von der Natur selbst gegebenen Platze. Und durch den Staudamm hat England der Wüste Tausende von Feddans (acres) Kulturland abgerungen, Hunderttausende mit einer regelmäßigen Wasserzufuhr versorgt. Durch den Assuan-Damm allein konnte Aegypten den Aufschwung nehmen, den es in den letzten Jahren nimmt.

Uns selbst gehört in erster Linie der Tadel, uns selbst und unter uns an erster Stelle den Gelehrtenkreisen, die in unglaublicher Pedanterie die einzig mögliche Rettung von der Hand gewiesen haben: den Abbruch der Bauten und den Wiederaufbau auf der Insel Bige. Man hat in der ganzen gebildeten Welt Zeter und Mordio geschrieen über den Vandalismus der Engländer, sich aber geweigert, den einzigen Weg zu gehen, der aus dem Dilemma herausgeführt hätte. Warum? Die einen sagten, Philae würde allen kunsthistorischen Wert verlieren, wenn es von seinem ursprünglichen Platz entfernt würde. Die andern sagten, daß es mit der Transformation einen Teil seiner Schönheit verlieren würde, denn die Schönheit Philaes stütze sich nicht allein auf die Bauwerke, sondern auch auf den Platz. Beide Ansichten sind gleich pedantisch und unhaltbar. Die Insel Philae selber ist gerade so wenig und so viel wie die Insel Bige: eine Katarakteninsel, ein Felsrücken, der den nagenden Nilfluten getrotzt hat und auch zur Zeit der Flut den Wasserspiegel überragte. Der einzige Unterschied ist der, daß der Rücken von Bige etwa zwölf Meter höher liegt als derjenige von Philae. Die wenigen Werte kunsthistorischer Art, die sich an die Insel selber knüpfen, hätten ruhig verloren gehen dürfen, dafür hätten die Bauten selber durch ihre erhöhte Lage nur an Schönheit gewonnen, wären für alle Zeiten vor den Nilfluten geschützt gewesen, und die Kahlheit der Insel, die einzig und allein nur eine Folge der frühern Nilniveauverhältnisse

Unternubien Abb. 4. Das sterbende Philae von Bige aus gesehen; im Vordergrund des Verfassers Reisegefährte.

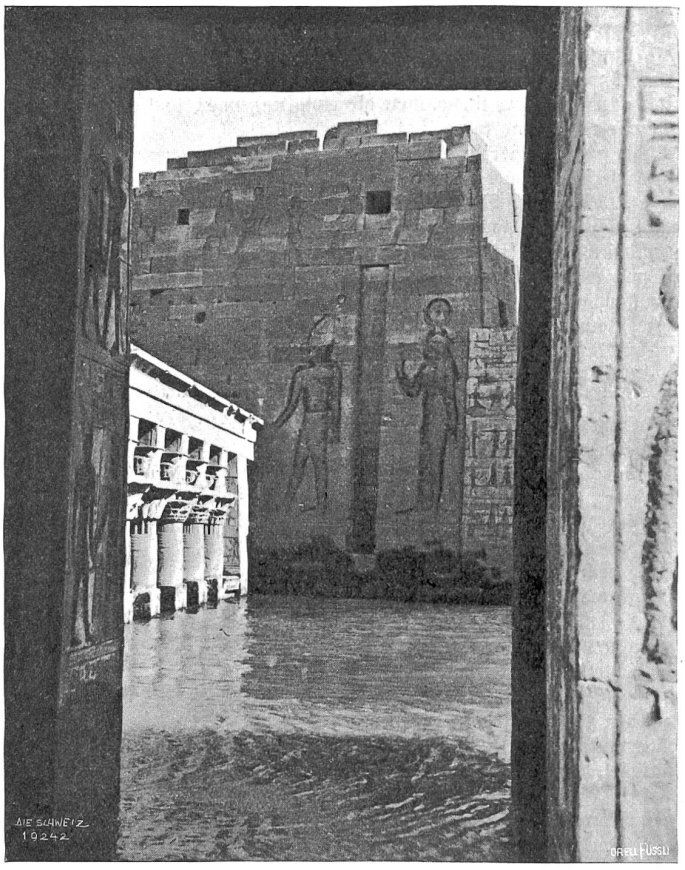


Unternubien Abb. 5. Gesamtansicht von Philae.

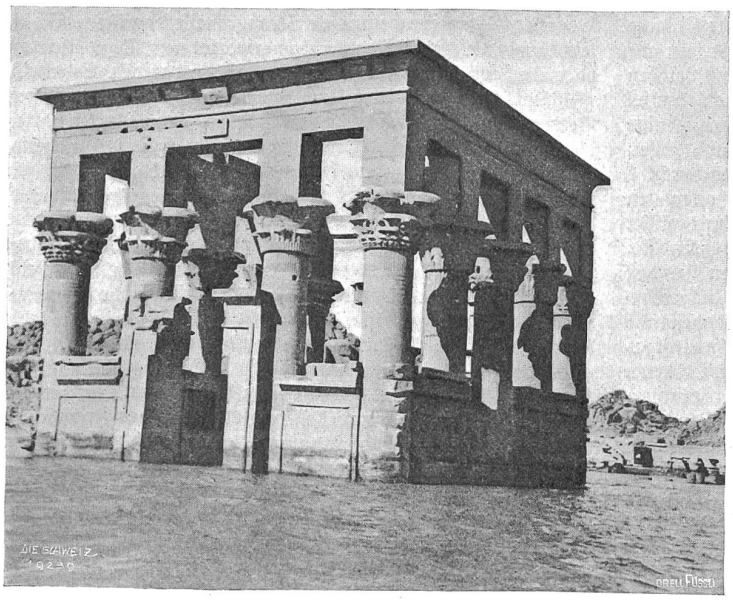
ist, hätte sich bald mit etwas Umsicht unter der Hand eines tüchtigen Gärtners verloren. Man kann sogar direkt sagen, Bige ist heute den Niveauverhältnissen nach das, was früher Philae war, während Philae heute eben aufgehört hat, eine Insel zu sein. In wenigen Jahren wären die Ruinen auf Bige ebensosehr von Grün umsponnen gewesen wie auf Philae, und ebenso schöne und schlanke Palmen hätten mit ihren Kronen die ganze Anlage umschlossen wie einst auf Philae.

Daß die Alten nicht Bige zum Platze wählten, mag in der Hauptsache daran liegen, daß eben dazumal Philae gegen alle Fluteventualitäten geschützt schien, leichter zugänglich und daher seit uralter Zeit bereits der Platz eines Heiligtums gewesen war. Bige dagegen war früher vor dem Reservoir ein steiler, hoher, schwer zugänglicher Felsrücken, auf dem die Errichtung der Bauten unnütze Verschwendung an Zeit, Arbeit und Kosten verursacht hätte. Es lag also für die Erbauer der heutigen Tempelanlage absolut kein Grund vor, mit der Tradition zu brechen und von der uralt-heiligen Stätte der Insel abzukommen. Denn was kommende Geschlechter schaffen würden, konnten sie nicht wissen. Heute aber ist Bige was früher Philae: diejenige Insel, die genügend im Bereich der Nilfluten liegt, daß eine üppige Pflanzenwelt sich entwickeln kann, und zugleich diejenige, die zur Zeit des allerhöchsten Nilstandes nicht überflutet wird.

Die technische Frage der Transformation wäre leicht zu lösen gewesen. Man hätte einen Damm aufgeschüttet zwischen Philae und der benachbarten Insel Bige, die Bauten, die aus großen Quadern bestehen, Stein für Stein abgebrochen und sie nach den nötigen Planierungsarbeiten auf Bige genau so wieder aufgebaut, wie sie auf Philae aufeinandergelegen haben. Warum also diesen Weg nicht wählen? Selbst für den größten Pessimisten hätte er immer noch das kleinere von zwei Uebeln, die Errettung der Bauten von dem sichern Untergange, bedeutet. Die Kosten hätten rund 250,000 Pfund betragen. Die ägyptische Regierung hätte die Hälfte hiervon übernommen, die andere Hälfte hätte zusammengesteuert werden müssen. Hier liegt wohl der Hase im Pfeffer. Die Menschheit, die für viel schlechtere Dinge das Geld zum Fenster hinauswirft, hatte nicht das nötige Verständnis für die Frage und wollte daher auch das nötige finanzielle Opfer nicht bringen. Aber daß sich nicht ein einziger Krösus gefunden hat, der die rund drei Millionen Franken gestiftet hätte, das wirft ein bedenkliches Licht auf das Niveau unserer innern Kultur von heute. Morgan wollte das Geld geben, aber mit ganz egoistischen Nebenabsichten: nicht Bige sollte die neue Heimat für die von der Technik geächteten Bauten Philaes werden, sondern die Union, damit die Dollarfürsten sie in ihrer eigenen Heimat hätten bestaunen können, aber nicht aus Bedürfnis und aus Verständnis für die Schönheit der Tempelanlage, sondern aus Sensations- und Modebedürfnis! Die übrige Welt, auch die Gelehrtenwelt, schwieg kleinlaut still, sobald sie hörte, daß es sich um finanzielle Opfer handle. Unser Gewissen ist eben — auch im zwanzigsten Jahrhundert noch oder vielleicht da erst recht — der Geldsack! Werfen wir daher nicht den Engländern allein Vandalismus vor, sondern schlagen wir uns an die eigene Brust; denn wir sind mitschuldig an dem Barbarismus, der an Philae begangen wurde. Sonst heißt dies, den Splitter in des Nächsten Auge sehen, den Balken im eigenen Auge nicht. Der Vandalismus der Engländer hatte wenigstens Zweck, der unsrige aber nicht, oder nur einen sehr kleinlichen: den eigenen Geldsack vor dem Verlust von etwa drei Millionen Franken zu bewahren.



Unternubien Abb. 6. Blick in den Säulensaal des Tempels von Philae.



Unternubien Abb. 7. Sterbende Schönheit: Der Kiosk von Philae.

Das Boot glitt langsam am Kiosk (Abb. 7) vorüber. Er ist der vollendetste Akkord im Schönheitsliede von Philae. Die Palmblätter der Säulenkapitelle sind so wahr, so echt der Natur abgelauscht, daß man glaubt, sie müßten im Morgenwinde rauschen; fein ist auch das typisch altägyptische Halbtor, fein empfunden sind die Proportionen des ganzen Bauwerkes, und überall Licht und Sonne und Wärme, nichts Plumpes, nichts Schwerfälliges, aber auch nichts Spielendes, nichts Tändelndes.

Ein Bauwerk in innerer Harmonie mit der Natur, das schließlich auch durch das Beisein der glitzernden Wasserfläche keinen Abbruch erleidet an seiner Schönheit!

Vom Kiosk geht's hinüber zum Pylon an langen Säulenreihen entlang, die bis an die Kapitelle im Wasser stehen. In der ganzen konventionellen Steifheit altägyptischer Pharaonen steht auf beiden Pylontürmen der zum „hohen Haus" gewordene Ptolemaios Neos Dionysos in den Konturen ausgemeißelt mit hocherhobener Rechten, in der er eine Keule schwingt, um die mit der Linken beim Schopf gefaßten Feinde zu erschlagen; über ihm thronen in steifer Reihe seine Lieblingsgottheiten. Gib acht, stolzer König! Hütet euch, ihr erhabenen Götter! Wenn das Zeitrad sich noch um ein paar Speichen weitergedreht hat, dann brecht ihr in euch selbst zusammen, und über euch murmeln die Nilwasser!

Im Innern des Tempels derselbe traurige Anblick: überall Wasser, Wasser, das einem die Schönheit der Säulensäle verhüllt und dem Auge nur die mit Relief geschmückten Tempelmauern übrig läßt.

Das Boot trägt uns nun weiter dem Westende des Staudammes zu. Dort liegt bereits auf der Reservoirseite unsere Felluke verankert. „Wirklich ein baufälliges, kleines Ding," denke ich, „um den Stromschnellen des Nil zu trotzen!" Aber unser jugendlicher Wagemut läßt sich nicht einschüchtern, trotz dem faulenden Schiffholz und trotz dem ein Dutzend Mal geflickten Segel. Das Boot hat die typische Form einer gut gebauten Felluke, ist am besten mit einer der Länge nach entzweigeschnittenen Zigarre zu vergleichen: vorn spitz, dann rasch breit werdend und nach hinten wieder etwas zusammenlaufend. Der Kiel ist ziemlich flach. Ein verhältnismäßig sehr großes Steuer, das auch gegen die Strömung ankommen kann, im Vorderteil ein kurzer Mast, auf dessen Oberende die lange Rahe aufliegt, ein dreieckiges Segel, das mit der einen Seite an der Rahe befestigt ist, während der freie Zipfel mit Hilfe eines Strickes an den Bootsringen befestigt werden kann; das ist in Kürze das Typische an unserm Boot. Der Hinterteil des Schiffchens ist mit Planken überdeckt, darauf liegen unsere Matratzen, und vier Latten tragen einen Baldachin, der uns vor den Sonnenstrahlen und der Nachtkühle schützen soll.

5. Der Staudamm (Abb. 9).

Während unsere Leute das Gepäck verstauen, steigen wir noch auf den Staudamm empor. Der Eindruck, den dieses gewaltige Werk der modernen Technik auf einen macht, ist überwältigend. Staunen muß man ob des festen titanischen Willens, der dies Werk ins Leben gerufen hat. Eine halbe Million Feddans hat dieses Riesenwerk der Wüste abgetrotzt und dadurch den ägyptischen Nationalwohlstand um manche Million Pfund vergrößert. Bis vor kurzem hatte der Damm eine Höhe von etwa 40 Metern; nun ist er um weitere sechs Meter erhöht worden (von 112 m ü. M. auf 118 m ü. M.). Doch beträgt die eigentliche Stauhöhe des Wassers nicht etwa 46 m, sondern nur etwa 26 m. Die Breite des Dammes mag an die 30 m betragen, dürfte also den Mauern von Jericho der Bibel damit allen Nimbus nehmen. Die gleichen Steinbrüche, die einst den Alten das Material lieferten für ihre Riesenbauten, haben es auch für den Assuandamm tun müssen. Die Länge des Dammes beträgt fast zwei Kilometer.

Vom Damm aus hat man einen herrlichen Blick auf die

Unternubien Abb. 8. Im äußern Säulensaal des Tempels von Philae.

Inseln des Reservoirs, den ersten Katarakt, die kleine Kolonie von Ingenieur- und Beamtenhäuschen mit ihren Gärten, auf Schellal und die umliegende Wüste. Gleich den Leibern riesiger Seehunde liegen die kahlen, rundgewaschenen, dunkel angewitterten Felsköpfe des Kataraktes da, während das wenige Nilwasser, das das Reservoir abgibt, mit Brausen und Tosen sich einen Weg sucht zwischen diesen Felskolossen hindurch.

Wir steigen zu den Schleusen hinunter und schauen den brausenden, zischenden, tosenden Wassern zu, wie sie mit wilder Wucht hindurchrasen durch die Steintore, als wüßten sie, daß ihrer weiter unten viel Arbeit harrt, als ahnten sie, daß dürre Korn- und Baumwollfelder, Mais- und Zuckerrohrpflanzungen, lechzende Sykomoren- und Dattelpalmenbestände auf ihre baldige Ankunft harren. Denn würde nur ein einziges Jahr die Nilflut ganz ausbleiben, so wäre der blühende Garten Aegypten in eine Einöde verwandelt. Mächtig, im nimmermüden brausenden Lied singt die Flut das Lied der siegreichen Technik, die sie gemeistert hat zum Wohl von Millionen.

Auch dem kleinen Schleusenkanal machen wir einen Besuch. Er ist nur für kleinere Felluken berechnet, ist aber trotzdem eine mit den neuesten Errungenschaften der Technik versehene Musteranlage.

6. Die Fahrt durchs Reservoir.

Dann steigen wir in unser Boot. Das Segel schwellt sich langsam in einem leichten Mittagswind, und nilaufwärts gleitet das Schiff gleich einem ruhig dahinziehenden Schwane. Wir strecken uns der Länge nach auf unsern Matratzen aus, während der Koch auf dem Primusbrenner in der Schifflücke unten für uns das erste Mittagessen zusammenbraut.

Es liegt sich wunderbar schön unter diesem Leinwandbaldachin, durch den die Zugluft des fahrenden Bootes streicht. Auf dem Vorderteil des Bootes ruht die Bemannung, zum Teil lang ausgestreckt schlafend, zum Teil plaudernd. Eine sonderbare Sprache dringt an mein Ohr, mit vielen i und o: Nubisch! So fremdartig, so sonderbar klingt dieses Nubisch; nur hie und da schlägt ein bekanntes Wort an mein Ohr, wenn in der Rede ein arabisches Lehnwort gebraucht wird oder wenn sich die Bootsleute an unsern „Privatdiener" Muhammed wenden, der das Nubische nicht versteht, gleich uns. Das Nubische ist ein afrikanisches Idiom, das mit dem Arabischen keinerlei Verwandtschaft besitzt, und mit Recht suchen die Forscher wohl in ihm den Schlüssel zu den immer noch nicht entzifferbaren meroitischen Inschriften aus der Zeit Großnubiens. Dann schaue ich dem Koch zu, wie er mit Feuereifer an dem „Eröffnungsdiner" herumhantiert, unterstützt vom „Aufwärter", den wir spottweise „Papa Aufwärter" nennen. Schiebe ich den Kopf in den Nacken zurück, so kann ich hinter mir den „Papa Steuermann" sehen, den „alten Herrn", wie wir ihn auch nannten; in sich zusammengekauert, mit vorgereckten Kopfe sitzt er auf der kleinen Plattform am Hinterende des Schiffes, gleich einem zum Stoß bereiten Falken. Seine runzligen Hände umspannen den Griff des Steuerruders, und die scharfen Augen mit dem milchigen Weiß blicken unverwandt nach der Spitze des Schiffes, um jedes Hindernis rechtzeitig zu erkennen und zu vermeiden. Ein weißer Turban umschließt den kleinen Kopf; auf dem Weiß des Turbans hat sich etwas zittriges Sonnenlicht, das seinen Weg zwischen Pfosten und Leinwand hindurch gefunden hat, festgesetzt. Struppige weiße Bartstoppeln umrahmen das faltige, hagere, schwarze Kinn, und der schon stark zahnlose Mund pafft eine Zigarette. Der Alte war so ein typisches Bild, das wir von Stunde zu Stunde wieder sahen — denn nur selten ließ er sich von dem jüngern Stellvertreter ablösen — daß ich ihn noch heute in der Erinnerung sehen kann, als säße er dicht hinter mir, und manchmal ist mir heute in schweren Stunden, als müßte ich den kleinen hagern Schech mit den scharfen Augen fragen können, wie ich mein Lebensschifflein um diese oder jene gefährliche Klippe bringen könne, wie ihn dort oben seine Bootsleute fragten, wenn eine Stromschnelle das kleine Schifflein tanzen ließ, eine Sandbank unerwartet den Weg versperrte oder ein heulender Chamsin neue Löcher in das alte Segel riß.

Das Essen war fertig und wurde uns auf einem langen Brett vorgesetzt. Es schmeckte etwas ölig — denn Butter hatten die Leute natürlich keine mit, sie wäre auch zu gesundheitsgefährlich gewesen in dem heißen Klima — doch gewöhnten wir uns rasch ans Oel und fanden bald das Essen ausgezeichnet.

Dann stellte ich mich an den Mast vor und schaute, während mein Freund ein bißchen schlief, hinaus über die schimmernden und glitzernden Fluten des Nil. Zur Rechten zog sich, gleich einer Wand ohne Unterbruch, der steilabstürzende Plateaurand der libyschen Wüste hin. Links grüßten ein paar kahle Kataraktеninseln, Geziret-el-Awad und Geziret-el-Hesse. Kahl alles, der Plateauabsturz und die Inselrücken, gelbbraun das Land und hellblau und silberscheinig das Wasser, darüber der tiefblaue wolkenlose Himmel Aegyptens, den der Fremde im Anfang nicht genug sehen kann und den man sich nach längerm Aufenthalt einmal mit schweren Gewitterwolken an Stelle des tiefen Blaus überdeckt wünscht. Von Philae sah man nichts mehr; die großen Inselrücken verdeckten es meinen Augen. Es mochte träumen in der heißen Mittagssonnenglut, träumen dem Tod entgegen, den ihm der Mensch im Bunde mit dem Wasser langsam bereitete...

„Was Hände bauten, können Hände stürzen."

7. Unternubien bis Korusko.

Hinter el-Hesse hört das eigentliche Reservoir auf, und es beginnt das „elende Land Kosch", wie die alten Aegypter Nubien nannten. Kosch hat sich im Kusch der Bibel erhalten. Elend war es für die alten Aegypter aus zwei Gründen: erstens stachen wirklich die kleinen nubischen Aecker gar mager ab gegen die fetten Triften des Deltas und die weiten Felder Oberägyptens. Zweitens beherbergte Nubien ein fremdes Volk mit fremden Sitten, das hinter der Kultur Aegyptens weit nachstand und das, seit der zwölften, vollständig allerdings erst seit der achtzehnten Dynastie von den Aegyptern unterworfen, als minderwertige Untertanennation betrachtet wurde. Aegypten fühlte sich in Nubien oben als Kulturbringer, daher die wegwerfende Bezeichnung „Elendes Land Kosch". In der Tat hörten erst mit dem Zeitpunkt, in dem sich die ägyptische Herrschaft in Nubien konsolidierte, die zahllosen Negereinfälle und Raubzüge der Schwarzen nach Nubien, die seit Jahrhunderten dem Lande keine Ruhe gegönnt hatten, auf, und Nubien stieg unter der geordneten ägyptischen Verwaltung rasch zur ungeahnten Blüte empor, die den heutigen Stand der Dinge bei weitem übertroffen haben muß. Denn heute sind die Zeiten der Derwischkriege und der Machdistenbewegung indirekt immer noch etwas fühlbar. Auch die Beduinen hielten Ruhe, solange die ägyptischen Besatzungen in Nubien lagen. Dann aber, als mit der einundzwanzigsten Dynastie Aegypten dem innern Verfall entgegenging, wußte sich das unruhige Volk der Nubier, dessen Nationalstolz nie ganz eingeschlafen war unter dem Pharaonenzepter, selbständig zu machen, und es entstund das sog. äthiopische Königreich, das indessen seiner Kultur nach vollständig ägyptisiert war und dessen ursprüngliche Götter längst den Gottheiten des untern Niltales in der Periode der Abhängigkeit hatten Platz machen müssen. Eine kurze Zeit großen nationalen Aufschwunges folgte, indem die äthiopischen Könige für etwa zwei Generationen auch die Herrschaft über Aegypten an sich rissen. Sogar weitblickende Herrscher gab es unter diesen äthiopischen Pharaonen, die fremden Mächten durch Bündnisse und Unterstützung ihrer Feinde wirksam entgegenzuarbeiten suchten, wie Schabako (der Scheschonk der Bibel), der die syrischen Kleinstaaten, vor allem Juda unter Hiskia gegen Assyrien unterstützte. Taharka verfolgte noch die gleiche Politik, wurde dann aber doch von Assarhadon geschlagen, ließ Aegypten im Stich und floh nach Nubien. Damit fand die nubische Herrschaft in Aegypten ihr Ende,

denn die Versuche Taharkas, Assarhaddon wieder aus Aegypten zu vertreiben, mißlangen ohne Ausnahme. Dagegen gelang es auf der andern Seite Assyrien nicht, Nubien zu unterwerfen, und Philae bildete jahrzehntelang die Grenze zwischen Aethiopien und Aegypten. In der Zeitperiode nach Taharka begann die Entwicklung der meroitischen Schrift, indem in Nubien allmählich die ägyptische Kultur zerfiel und mit ihr auch die Schrift; an Stelle der alten Hieroglyphenschrift entwickelte sich nach und nach eben die meroitische, die bis heute noch nicht entziffert werden kann, zum Leidwesen der Geschichtsforscher. Denn ihre Entzifferung würde wohl manchen dunkeln Punkt der nubisch-ägyptischen Zeitperiode aufhellen.

Unter den Diadochen und Rom wurde Nubien wieder für eine Zeit lang Aegypten einverleibt, doch gelang es dieser Kulturperiode nie, ganz Nubien in ihre Gewalt zu bringen. Die Grenze wechselte häufig, je nach den Einfällen der Neger und Blemyer und den Machtverhältnissen im untern Niltal zwischen Kurte (Hierasykaminos) und Kasr Ibrim (Primis).

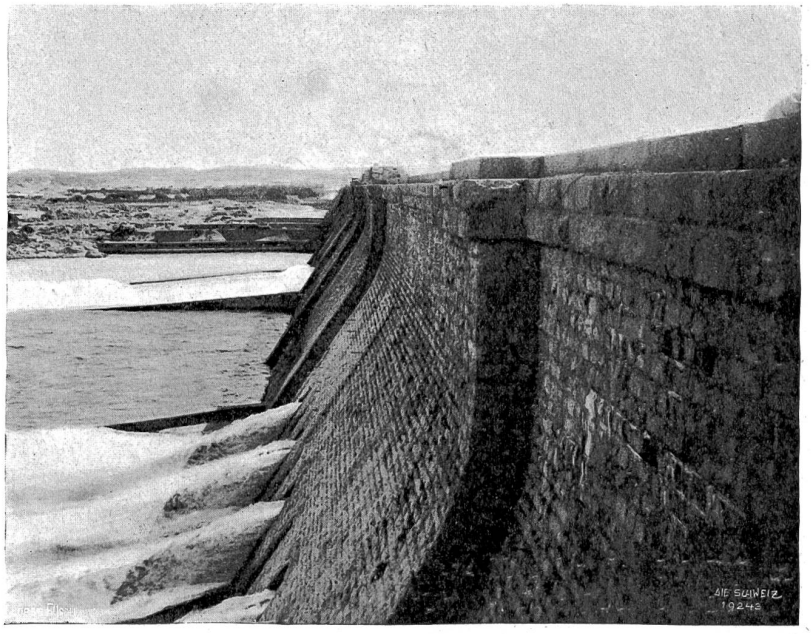
In die Römerzeit fällt auch die merkwürdige Erscheinung, daß Nubien von Königinnen regiert wird, den sog. Kandakes. Günstig für Nubien war diese Frauenwirtschaft nicht; denn es verlor zusehends an Kultur und äußerer Macht, sodaß eben die Abeda Einfall um Einfall wagten aus den umliegenden Wüstendistrikten, während sie vorher Ruhe gegeben hatten. Als Diocletian das nubische Gebiet aufgab, erfolgte eine Verbrüderung zwischen Nubiern und Blemyern, die sich zum Teil heute noch an gewissen Orten deutlich am Körperbau der Eingeborenen erkennen läßt; diese Verbrüderung hat in der Form weiter bestanden, daß man in den nubischen Harems noch oft genug Töchter der Bischarin sehen kann; denn diese Abeda scheinen zu allen Zeiten Ueberschuß an weiblicher Ware besessen zu haben, für die das Niltal ein kaufkräftiger Markt war. Mit vereinten Kräften setzten Blemyer und Nubier ihre Raubzüge nach Aegypten fort, und erst der Feldherr Marcianus konnte ihnen eine entscheidende Niederlage beibringen. Mit der Besiegung der nubisch-blemyschen Streitkräfte drang auch das Christentum nach Nubien vor, und die alten stolzen Gottheiten, die Aegypten Nubien geschenkt hatte mit einer Reihe von Tempelbauten, Grabanlagen ꝛc., mußten grollend zusehen, wie der neue Gott der Christen die Herzen ihrer einstigen Verehrer gewann, wohl recht allerdings nie; denn das Volk der Nubier dürfte in innerer Unreife wohl kaum das Wesen des neuen Gottes verstanden haben und einen guten Rest von Heidentum mithinübergenommen haben in die neue Religion, wie dies die Kulturgeschichte von Philae beweist. Hätten die alten Götterreliefs an den Tempelwänden Nubiens lachen können, sie hätten sicher ein heiseres Lachen der Schadenfreude angeschlagen, als ein paar Hundert Jahre später der Gott der Christen der Hochflut des Islam weichen mußte, zwar langsam, aber stetig. Nur am Blauen Nil hielt sich ein „christliches" Reich bis ins Mittelalter hinein. Nubien löste sich in der Folgezeit in eine Reihe mohammedanischer Fürstentümer auf, die den richtigen Boden bildeten für die Machdistenbewegung mit ihrem wilden Fanatismus. Denn auch für die wahre Lehre des Islam war Nubien absolut nicht reif. Mächtig lohte der Brand des Fanatismus in Nubien auf, nachdem noch kurze Zeit vorher Ismail Pascha mit Feuer und Schwert die nubischen Fürstentümer dem Reiche seines Vaters einverleibt hatte. Jahrzehntelang ging alles drunter und drüber im „elenden Lande Kosch", und erst die englischen Fäuste unter Kitchener führten das Land einer neuen Ruheperiode zu.

Was Nubien an architektonischen Altertümern besitzt, gehört, mit Ausnahme einer Reihe von Festungsanlagen aus der Diadochen-, der Römer-, der Byzantiner-, der Türken- und Araberzeit, der altägyptischen Zeitperiode an. Insbesondere hat Ramses II. Nubien das gewaltige Bauwerk des Felsentempels von Abu Simbel geschenkt, wie denn überhaupt viele der Heiligtümer Nubiens entweder der Periode der Ramassiden oder dann der Zeit Großnubiens ihre Entstehung verdanken.

Will man Land und Leute verstehen, so ist ein kurzer historischer Rückblick notwendig; denn keine Kulturperiode geht ohne bleibende Rückwirkung an ihren Kindern vorüber, mag sie durch den Einfluß späterer Zivilisationen noch so verdrängt und verwischt werden. So grüßt der Nubier z. B. heute noch mit „Re", während er wohl längst alle Vorstellung an den Kult seiner Ahnen verloren hat; so kann man noch heute unter den Nubiern Profile sehen, wie sie ihre Reliefs zeigen und die deutlich den Einschlag altägyptischen Blutes verraten, so sieht man unter ihnen richtige Halbaraber, wieder andere mit einem starken Abedatypus, wennschon der ursprüngliche Rassentypus sich, vom Klima und den Bodenverhältnissen unterstützt, immer wieder siegend Bahn bricht.

Der Wind hatte inzwischen fast ganz abgeflaut, kaum merklich glitt das Boot nach vorwärts; aber von den Bootsleuten rührte sich keiner. Denn es ist das Grundprinzip der nubischen Bootsleute, daß, solange das Segel nicht absolut schlaff am Mast herunterhängt, kein Ruder anzurühren sei. Die Bootsleute hatten sich von den Resten unserer Mahlzeit eine Art Suppe gekocht mit Zwiebeln und Tomaten, saßen nun im Kreise zusammen und verzehrten lachend und plaudernd ihre Mahlzeit, die in der Hauptsache eben aus dieser Suppe und Brot bestand. Und doch waren diese Menschen glücklich bei diesem Mahle, und Freude lag auf jedem der dunkeln Gesichter!

Das Reservoir verschwand langsam, langsam hinter uns, die Plateaumauern der beiden Wüsten schoben sich enger und enger zusammen, indem sie den Nil wieder in ein eigentliches Flußbett einengten, dessen Breite allerdings immer noch einige Hundert Meter betrug. Was für Waisenknäblein sind unsere Schweizer Flüsse gegen diesen Flußkoloß, der zudem gerade seinen Tiefstand erreicht hatte! Mit der Einzwängung des



Unternubien Abb. 9. Der Zwingherr des Nil: der Damm von Assuan.

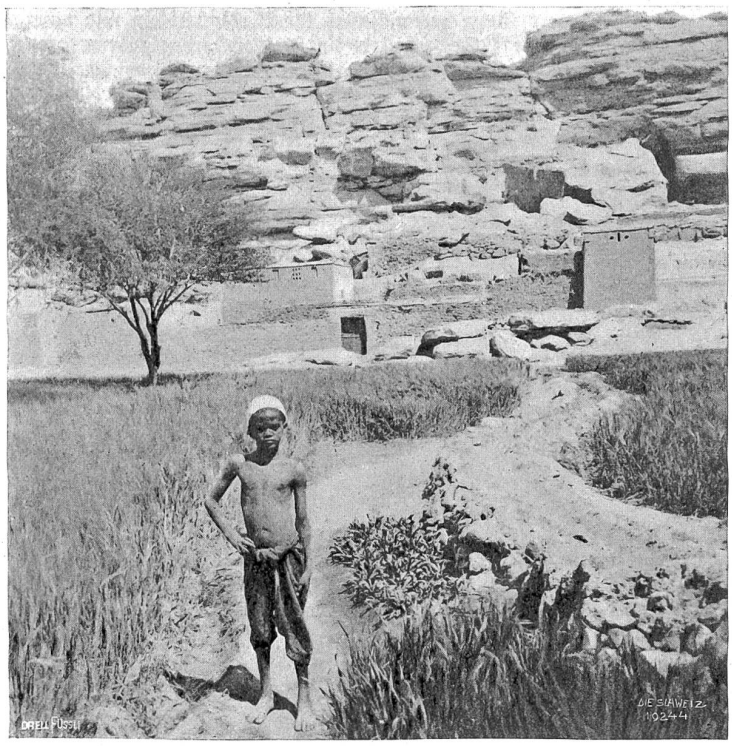
Flusses in ein eigentliches Bett begann das typische Unternubien selber: in der Mitte das Nilband, links und rechts davon ein Streifen grünen Kulturlandes, der bald breiter wird, bald schmäler, bald ganz verschwindet, und hinter diesen zwei Streifen gleich gelben Stadtmauern das Ganze abschließend die im Durchschnitt etwa dreißig Meter hohen Steilabstürze der beidseitigen Wüstenplateaus mit kleinen, aus Lehmhütten bestehenden Dörfchen und Dörfern an ihrem Fuße.

Hier gegen das Reservoir hin ist das Fruchtland noch verhältnismäßig breit, obschon der Damm auch hier bereits zurückgewirkt und den Streifen Kulturlandes stark geschmälert hat. Die Dörfer sind immer eng an den Wüstenabsturz angeschmiegt in etwas erhöhter Lage über dem Fruchtland, teils um die sowieso kleine Fläche des Kulturlandes nicht noch weiter zu verkleinern, teils um gegen die Nilflut gesichert zu sein, wenn der sonst so gutmütige Fluß das schmale Kulturland im Spätherbst mit seinen Wassern bedeckt.

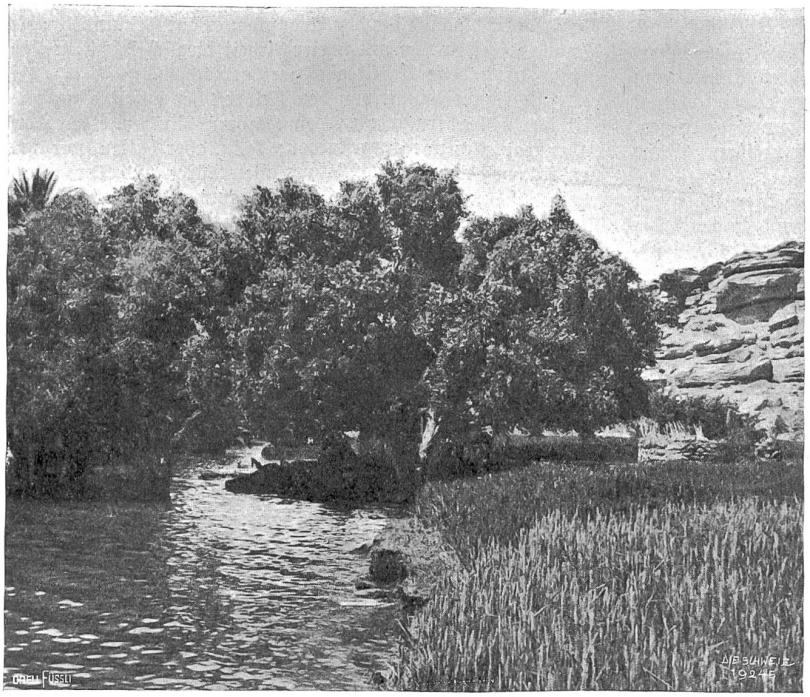
Die Hütten sind würfelförmig, die Fenster liegen alle ganz oben gegen das flache Dach zu; denn sie müssen zugleich auch als Kamin dienen. Kleine Kanäle durchschneiden das Fruchtland, und Sakien (Schöpfräder) heben in nimmermüder Arbeit knarrend das Naß des Flusses hinauf zum Fruchtland und gießen es in die kleinen Wasseräderchen aus. Denn auch hier braucht die Erde Wasser, Wasser und immer wieder Wasser, wenn etwas gedeihen soll. Brennt doch die Sonne hier unter dem Wendekreis noch heißer als in Aegypten, liegen doch die trockenen Wüstenkomplexe noch näher als im fruchtgesegneten Delta, saugt doch die dürre Wüstenluft noch gieriger allen Wasserdampf auf als weiter talabwärts!

Der Kampf unserer Bergbauern ist ein Kampf gegen die verschiedenen Formen des Wassers, der nubische Bauer kämpft um das Wasser! Wenn das Schiff bisweilen nahe am Uferrand hinfährt, der das Flußniveau um etwa einen Meter überragt, so sieht man in Dutzenden schmaler Rinnsale das Wasser, das die Schöpfräder emporheben, den Feldern zuströmen; auf den kleinen Aeckern steht jetzt in der Hauptsache hellgrüne junge Gerstensaat, deren Grün angenehm unterbrochen wird durch die glitzernden Bächlein ihrer Wasserzufuhr. Diese grünenden Felder, diese glitzernden Wasseräderchen, die grauen Dörfchen, die gelben Wüstenränder, der tiefblaue Himmel, hie und da eine Sykomoren- oder Palmengruppe, ein Mimosenbaum oder ein Schöpfrad bilden die Grundmotive für das nubische Landschaftsbild, die in unzähligen Varianten sich gruppieren und die man doch nie müde wird zu beschauen. Unermüdlich knarren die Sakien, unermüdlich hört man das Wasser der sich leerenden Sakientöpfe gurgeln, und unermüdlich rinnt das Wasser nach den Feldern und nach den Baumgruppen, um jeder Pflanze die Möglichkeit zum Leben zu bringen. Besonders anziehend ist das Bild der Schöpfräder selber, uralt wie die Geschichte des Landes, und doch fesselt es heute, wie es einst gefesselt hat; wer würde die kleinen malerischen Baumgruppen je vergessen, unter denen die Schöpfräder liegen, seien es nun Sykomoren oder ragende Dattelpalmen oder hellgrünbelaubte, mit gelben Blüten überdeckte Mimosenbäume! Wer würde die kleinen gefleckten Rinder je vergessen, die mit verbundenen Augen unablässig am Drehwerk arbeiten müssen, wer die schwarzen Nubiergestalten der Treiber! Ein Kampf ums Wasser, das ist in der Hauptsache der Inhalt eines nubischen Bauernlebens; denn das Bestellen der Felder selber gibt wenig Arbeit, verglichen mit unsern Verhältnissen. Nackte Männer, schwarz wie Ebenholz, als einziges Kleidungsstück nur einen weißen Turban um das Haupt geschlungen, der sie schützen muß vor den glühenden Sonnenstrahlen, stehen am Ufer und heben die „Schadufs", jene Schöpfeimer mit Gegengewicht (das einfach aus einer langen Stange besteht), deren Erfindung so alt ist, vielleicht noch älter als das Schöpfrad, empor zu den Kanälen, und das Wasser ergießt sich im hellen Strahl in die Pulsadern des Kulturlandes. Immer wieder bücken sich die schwarzen Gestalten zum Nil hinunter, immer wieder hebt der sehnige Körper, unterstützt vom Gegengewicht, den Eimer empor zum Kanalniveau, und immer und immer wieder sieht man den klaren Wasserstrahl sich in die Kanäle ergießen. Denn Wasser, Wasser, Wasser braucht das lebende Land! So verwachsen mit der Schöpfarbeit ist der nubische Bauer von Jugend auf, daß sie sich sogar in seinem Körperbau wiederspiegelt: die Schöpfarbeit entwickelt die Rückenmuskulatur besser als die Brustmuskeln. Deshalb haben die Barabra (arabische Bezeichnung für Nubier) gewöhnlich einen wenig entwickelten Thorax, aber dafür eine umso stärkere Rückenmuskulatur, mit der ihr Besitzer ungeheure Lasten heben kann, ohne dabei müde zu werden.

Nur einmal im Jahr kehrt sich dieser Kampf ums Wasser um in einen Kampf gegen das Wasser: wenn die Nilflut kommt. Aber dies ist eigentlich kein Kampf zu nennen, sondern eher ein dem Kampf Ausweichen. Denn der Flußgott ist langsam in seinem Zorn, und die Flut kommt nicht plötzlich, sondern ganz allmählich; zudem kehrt sie ja mit großer Regelmäßigkeit alle Jahre ungefähr um die gleiche Zeit wieder. Dann ruht die Schöpfarbeit, und die Flut deckt nach und nach all die kleinen Aecker zu, wie sie es einst in Aegypten auch getan hat, bevor der Mensch die Sache änderte mit seinem nimmermüden Geiste. Der Nil steigt und steigt, bis er die Felsschwelle, auf der das Dorf steht, erreicht hat. Dort macht er gewöhnlich Halt. Und wenn er auch einmal höher steigt und ein paar Lehmhütten von ihm unterwühlt werden und zusammenbrechen, so schadet dies nicht viel; denn Mobiliar besitzt der Nubier keines, und die Hütte ist bald wieder aufgebaut. Als letzte Zuflucht bleibt immer noch das Wüstenplateau, wenn es einmal eine eigentliche Hochflut absetzen sollte. Wenn der Nil gefallen ist und die Aecker wieder frei liegen, dann sät der nubische Bauer aus: Gerste, etwas Wei-



Unternubien Abb. 10. Der kleine Nubier, der der Camera standhielt (Dorf und Wüstenplateau im Hintergrund).

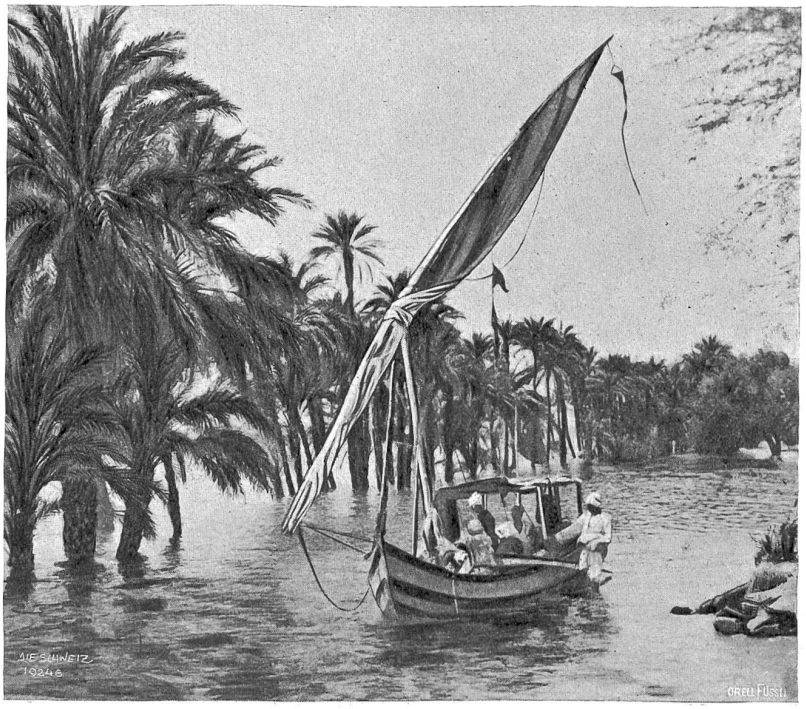


Unternubien Abb. 11. Nubische Landschaft.

zen, Durra (Mais), Ful (Saubohnen) und steckt etwas Gemüse.

Das Wasser ist also des nubischen Bauern größter Freund, um dessen Freundschaft er täglich und stündlich ringen muß. Er hat aber auch einen erbitterten Feind, der sich das ganze Jahr, besonders aber im Frühling fühlbar macht: den Flugsand. Nur sachte und heimlich ist gewöhnlich das Wirken dieses Feindes, aber umso nachhaltiger und stetiger dafür. Hauptsächlich das Westufer wird von diesem Feind heimgesucht, den jahraus, jahrein der tägliche Wüstenwind aufs Fruchtland hinunterträgt. Im Frühjahr aber, wenn die wilden Chamsine, auch Samum (Glutwinde) toben, dann ist der Flugsand kein heimlicher Feind mehr, sondern ein offener, der mit Millionen und Millionen seiner kleinen gelben Krieger auf die Felder fällt und sie zudeckt. Oft genug häuft der Flugsand während eines Chamsins eine mächtige Sandbarre im Bett des Nil auf, sodaß sich das Wasser einen neuen Weg suchen muß. Denn wenn der Chamsin rast, bläst es den Flugsand durch die Wadis der Plateauränder in mächtigen Schwaden hinein ins Niltal, die ganze Luft ist dann mit Staub erfüllt, man sieht die Sonne nicht mehr, und das Randgebirge der Wüste sieht aus, als stünden auf ihm Hunderte von mächtigen Positionsgeschützen, die gelben Pulverrauch ins Niltal hinein spieen. Wir kennen keinen Samum. Aber wer Skifahrer ist und im Winter schon bei einer heulenden Bise auf einem hohen Gebirgsgrat gestanden hat, der kann sich ein genaues Bild von einem Samum machen, nur daß die Bise kalt, der Samum glühend heiß, der Flugsand gelb und der verwehte Schnee weiß ist; wenn es „gurt" auf den Gräten und der Staubschnee in mächtigen Schwaden in die Südtäler hineingeblasen wird, hat man eine genaue Parallele zum Chamsin.

Das Reservoir ist nunmehr ganz unsern Blicken entschwunden. Die Serpentinen des Nil verdecken es. Wir erhalten den Tee serviert, wieder auf dem langen Brett. Man merkt kaum mehr, daß das Schiff fährt, so flau ist der Wind und so ruhig geht die Felluke; doch wenn man einige Zeit mit geschlossenen Augen geträumt hat und dann wieder Ausguck hält nach beiden Seiten, so sieht man an dem veränderten Uferbild doch, daß wir vorwärtsgekommen sind. Das Fruchtland ist etwas breiter geworden. Herrliche Gruppen von Dattelpalmen stehen bis zu einem Drittel mit ihren Stämmen im Wasser. Es ist ein herrliches Fahren zwischen diesen Palmgruppen hindurch. Die Bäume spiegeln sich in den dunkeln ruhigen Fluten des Nil. Ein Palmwald mitten im Wasser, wie sie in alter Zeit zu Dutzenden im Niltal zu sehen waren zur Zeit der Flut, heute aber zu den Seltenheiten gehören. Die eine Gruppe mit vollendeten Palmen ist besonders schön. Sie hätte ein prächtiges Süjet für ein Gemälde abgegeben. Die braunen Stämme und die dunkelgrünen Kronen, das Spiegelbild um etliche Nüancen dunkler und auch in der Spiegelung des tiefblauen Himmels und der grünen Palmkronen das Sienabraun des Nilwassers durchschimmernd, im Hintergrund aber die glitzernde Nilfläche und der gelbe Saum der libyschen Wüste, das hätte fürwahr unter der Hand eines Meisters ein herrliches Gemälde abgeben müssen (vgl. 3. Kunstbeil.). Sachte gleitet der Bootskiel der Gruppe näher, leichte Wellenkreise ziehen sich von ihm aus und zerren das herrliche Spiegelbild auseinander zu einem zittrigen Netzwerk von braunen, blauen



Unternubien Abb. 12. „Unser Boot" (erste Haltestelle).

und grünen Maschen. Ueber dem ganzen Bild liegt aber doch der Hauch des Todes; denn Dattelpalmen sind keine Wasserpflanzen, und der Staudamm zwingt sie, drei Viertel vom Jahre im Wasser zu stehen. Man merkt es den etwas schlaffen Palmwedeln bereits an, daß die Bäume mit dem Tode ringen. Das Wasser, sonst ihr bester Freund, ist nun zu ihrem Feind geworden.

Der Palmgruppe gegenüber, am gleichen Ufer, legen wir an und lassen uns von unsern Leuten ans Land tragen. Der Wind hat ganz aufgehört; trotzdem es etwa 3½ Uhr nachmittags ist, liegt noch eine Gluthitze über der Landschaft. Unsere Leute wollen zwei bis drei Stunden hier warten, bis der Abendwind wieder Fahrgelegenheit bringt. Eine Schar halbnackter nubischer Kinder hat sich am Ufer angesammelt, die uns staunend beglotzt. Es mochte das erste Mal sein, daß Europäer ihr Dorf aufsuchten. Bei unserm Näherkommen stoben die Kleinen gleich jungen Hasen nach allen Seiten durch die Felder davon, um sich dann auf dem Hauptwege, der zwischen den Gerstenfeldern dem Dorfe zuführte, wieder zu vereinigen und den Rückzug nach den Häusern zu „Muttern" in noch beschleunigterem Tempo fortzusetzen.

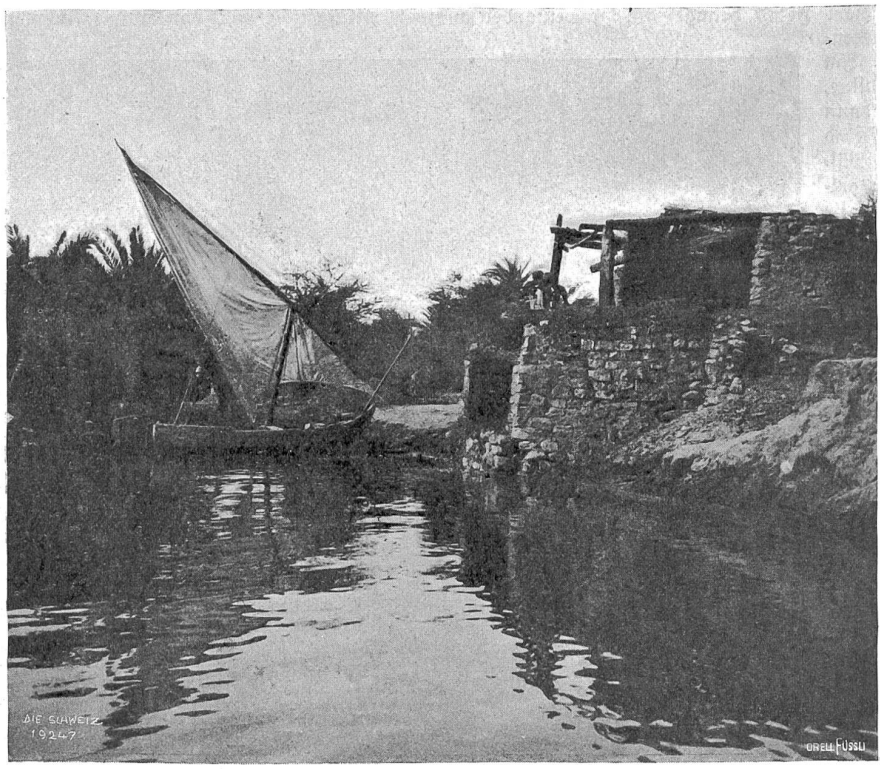
Wir schlenderten demselben Weg entlang dem Dorfe zu. Ein paar Frauen gucken uns aus Distanz unter den Schleiern hervor neugierig an, die Kinderschar verkriecht sich hinter ihnen, und wie wir näher kommen, nehmen Kind und Kegel Reißaus und verschwinden in den Türöffnungen.

Das Dorf lag wie ausgestorben da: die wenigen Männer arbeiteten auf den Feldern; denn Nubien ist so arm, daß es nicht alle seine Leute ernähren kann; deshalb gehen die Männer in ihren jungen Jahren hinunter nach Aegypten, wo sie als Türhüter, als Hausdiener, als Köche und als Pferdeknechte leicht Dienste finden. Von Zeit zu Zeit besuchen sie ihre Familien in Nubien, freuen sich ob des Familienzuwachses, der freilich nicht immer auf einwandfreie Weise zustande kommt, und wenn sie sich ein kleines Sümmchen erspart haben, kehren sie nach Nubien zurück und kaufen sich zu den frühern magern Aeckerlein noch ein paar andere dazu; denn etwas hebt den Nubier weit hinaus über den Aegypter: er hat Heimatliebe; die Scholle, die ihm nur mit harter Arbeit kärglich lohnt, ist ihm gerade durch diese Arbeit ans Herz gewachsen.

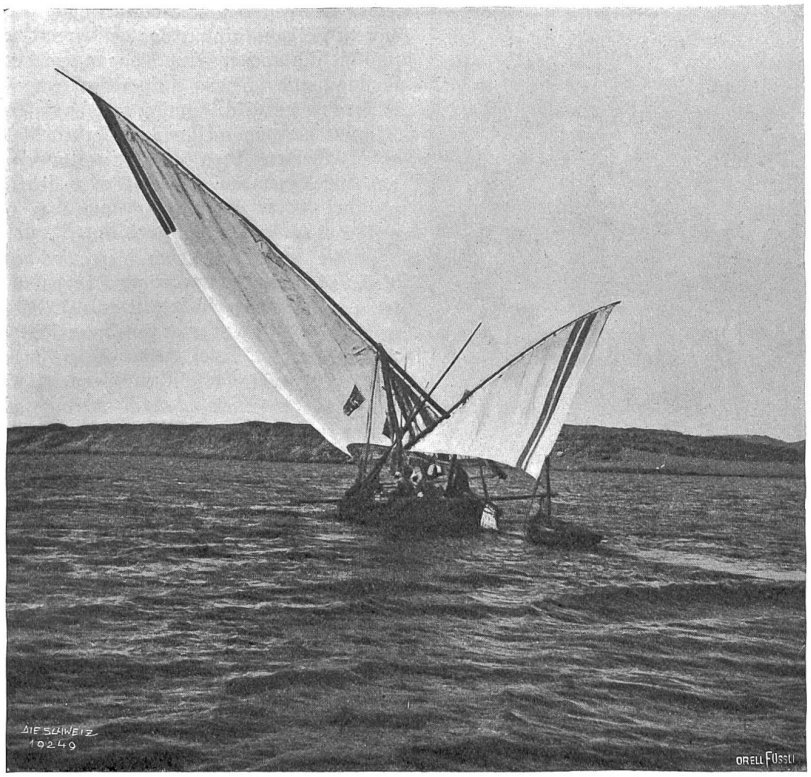
Ein Bauer kommt von den Feldern her auf uns zu, und mit ihm schlendern wir zu den Häusern hinüber. Im Dorf selber war alles wie ausgestorben; kaum aber hatten wir ihm den Rücken gekehrt, so kam's aus allen Türen und Toren hervorgekrochen, und die Kinderschar versammelte sich wieder, um uns in Distanz zu folgen. Auf ein paar beruhigende Worte des Bauern hin hatte endlich ein älterer Knabe den Mut, in die Nähe zu kommen, und ich knipste ihn heimlich ab (Abb. 10). Er bekam als Lohn eine Orange, was schließlich die ganze Gesellschaft, auch die Frauen, etwas weniger mißtrauisch stimmte, sodaß sie näher kamen. Die Frauen beguckten uns mit einem Gemisch von Koketterie und Neugierde. Die Nubierin hat gewöhnlich keine schönen Gesichtszüge, ist etwas hager und eckig, hat dafür aber eine unglaubliche natürliche Grazie und sehr feine Gliedmassen; über der ganzen Gestalt pflegt ein natürlicher Stolz zu liegen, der einen oft das Häßliche an der Erscheinung vergessen läßt, sodaß nur das Schöne, die Grazie, der Stolz und die zierlichen Glieder einen bleibenden Eindruck machen... Ich streckte den andern Kindern auch eine Orange hin, was sie schließlich ganz in unsere Nähe brachte, und auf das Geheiß des Bauern setzten sie sich alle unter einen kleinen Mimosenbaum, der dicht am Nilufer stund, sodaß ich die ganze Gesellschaft mit einem schönen Hintergrund dazu abknipsen konnte. Angenehm berührte uns die Unverdorbenheit der Leute; denn weder der Mann, noch die Frauen, noch die Kinder erhoben das häßliche Geschrei nach „Bakschisch", wie dies in Aegypten einem unaufhörlich bei Landpartien in die Ohren zu klingen pflegt.

Ein tiefes Friedensidyll war dieses kleine Dorf, das einen die ganze übrige Welt mit ihren falschen, auf den Schein abgestimmten Ambitionen vergessen machte; hier war wirklich Friede. Ueber den dampfigen Feldern summten die Insekten und schwirrten in der Glutsonne hin und her, ein paar Sykomoren rauschten leise in dem sich frisch erhebenden Abendwind. In ihrem Schatten stund ein Schöpfrad: der Treiber war eingenickt, die Rinder hielten sich steif und still, nur hie und da als einziges Zeichen von Leben mit den Schwänzen die Fliegen verjagend, ein kleiner Esel fraß in aller Gemütsruhe heimlich von der grünenden Gerste, und sogar die Arbeit des Schöpfrades, sein Knarren und Kreischen lag still, still im Scheine der Mittagssonne. Wir setzten uns am Ufer nieder und nahmen ein Fußbad, bummelig, faul, trieben uns noch etwas in den Feldern herum, legten uns auf einem kleinen Sandhügel in die Sonne und träumten, träumten an den blauen Himmel hinauf. Dolce far niente! Dann wurde gegen sechs Uhr abgekocht, und als der Abendwind sich zu einer frischen Brise auswuchs, segelten wir weiter.

Das grelle Gelb der Mittagssonne ist längst weichen Rosatönen gewichen, rosa schimmert das Felsband der Bischarinwüste am Ostufer, während der Absturz der libyschen Wüste bereits im Abendschatten liegt; rosa gleißt der breite Fluß, rosa schimmert das



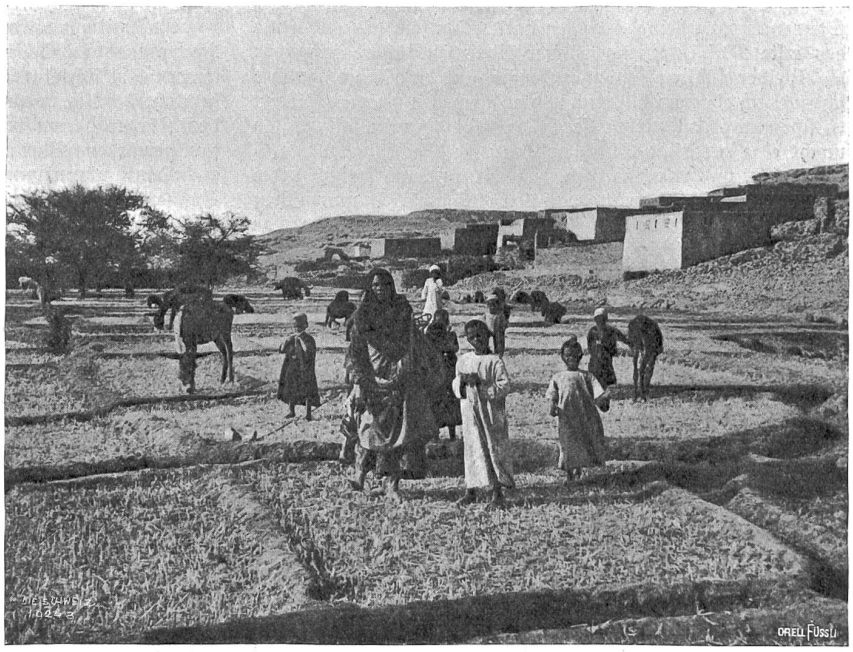
Unternubien Abb. 13. Sakije (Schöpfrad) am Nilufer.



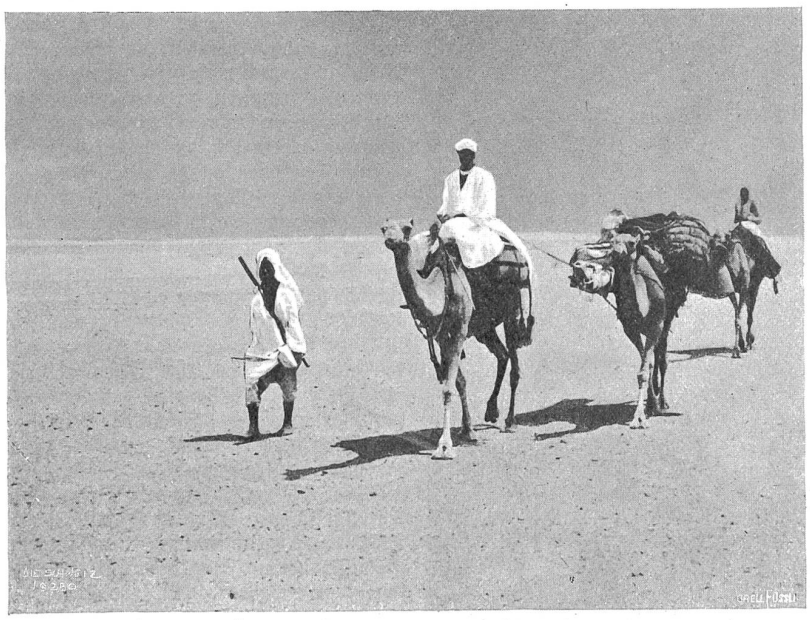
Unternubien Abb. 14. Nubische Segelbarke.

geflickte Segel unseres Bootes, ein Hauch von Rot liegt auf uns, auf dem Boot, auf den dunkeln Gesichtern unserer Begleiter, auf den Palmkronen und Getreidefeldern des Ostufers und über den stillen Hütten der Dörfer, an denen wir vorübergleiten. Das Boot zieht rasch im guten Winde auf der Mitte des Stromes dahin. Von den Ufern her tönt das ewige Knarren der Schöpfräder, sonst kein andrer Ton, der den Abendfrieden stört. Auf dem Ostgrat glänzt hie und da ein Wachtturm aus der Sturmzeit des Machdi auf, nunmehr in tiefes Purpur getaucht — und das Boot gleitet eilends weiter. Im Abendschatten glänzt rechts Debot mit einem kleinen Tempel aus der Zeit der nubischen Könige; die Rosatöne verschwinden, ein Augenblick tritt tiefes Purpurleuchten an ihre Stelle, das allmählich verblaßt, gejagt von den bläulichen Schatten der Nacht. Nur der Westhimmel glänzt noch lange im tiefen Rot, nachdem die Nacht bereits mit ihren blauschwarzen Schatten Besitz ergriffen hat vom Niltal selbst, und das Wasser zeigt einen letzten roten Widerschein des Abendhimmels. Sterne flimmern auf, grün gleißt es eine Zeit lang über den Wassern, und dann ist der Tag endgültig erloschen. Stern an Stern tritt aus dem Dunkel hervor, bis schließlich das weite klare Firmament übersät ist mit Millionen von Sternen. Es sind so viele der leuchtenden Sternlichter, wie wir sie zu Hause nie in solcher Zahl sehen können, nicht einmal in trocken-kalten Winternächten. Der Wind gibt etwas nach, und der Gang des Bootes verlangsamt sich; nun flammt es am Bug vorn rot auf, eine züngelnde Flamme erhebt sich, und bald lodert ein lustiges Feuerchen auf, denn unsere Bootsleute wünschen Brot zu backen. Zitternd huscht der rote Schein des Feuers nach beiden Seiten über das Wasser hin, um zu erlöschen, bevor er die schwarzen Ufer erreicht hat. Blickt man über die Wasserfläche, so sieht man bisweilen den huschenden Schatten eines andern Bootes, das talauf oder -ab fährt, nur für kurze Augenblicke als Silhouette kaum erkennbar, gleich einem Phantom. Nachdem der Wind ganz abgeflaut hat, legen wir am Westufer irgendwo an.

Das Schiff wird verankert, und alles legt sich schlafen. Ein Dorf muß in der Nähe sein; denn zwischen den dunkeln Palmsilhouetten sieht man roten Lichtschein, und während der Landungsarbeiten ertönt im Chorus das heisere Gekläff von Fellachenhunden. Einer nach dem andern, jeder aber in seiner eigenen Tonart, einer durch den andern ermuntert, kläffen sie ohne Aufhören wohl eine Viertelstunde in die stille Nacht hinaus. Zwischen dem Gekläff der Hunde hindurch hört man die Musik der Schöpfräder; nachts wirkt sie noch anders als am Tage. Auch des Nachts dürfen die Schöpfräder nicht rasten; denn das Land braucht Wasser, Wasser... Es liegt ein eigentümlicher Rhythmus im Schnarren dieser Sakien; bald klingt es wie Quietschen, bald wie Schnattern, bald wie dumpfes Stöhnen; die Musik verkörpert die rastlose Arbeit in eigenartiger Weise, singt das Lied von der Last der Arbeit, die dem Ben Adam, dem Sohne Adams, beschieden ist hienieden... Und wenn das Leben kostbar gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen,



Unternubien Abb. 15. Nubisches Dorf am Rand der libyschen Wüste (westliches Nilufer).



Unternubien Abb. 16. Karawane in der libyschen Wüste.

selbe, wie gestern: eine Kinderschar, die entsetzt Reißaus nimmt vor den Fremden und die sich nach unserm Weggang wieder sammelt und scheu in einiger Entfernung hinter uns herzieht. Komisch mag es diesen Kleinen, die wohl meistens zum ersten Mal einen Weißen sehen, schon vorkommen, daß diese Fremden ganz anders aussehen als ihre Väter und Mütter und auch so ganz anders angezogen sind.

Wie herrlich ist doch diese Art des Reisens! Kein widerwärtiger Dragoman, keine ungebildeten Globetrotters als Reisegefährten, auch kein unangenehmer Reisebureauvertreter, der einem das Leben sauer macht mit allen möglichen Bequemlichkeiten, die er einem anpreist und die das Reisen vollständig zur Qual machen, keine opulenten Mahlzeiten, die einem den Magen beschweren und die Denkfähigkeit rauben und obendrein in dem heißen Klima den Durchfall bringen, keine schnippischen Engländerinnen und keine steifen Kragen, kein Etikettenzwang, als Toilette meistens nichts anderes als ein Strohhut und ein Paar leinene Hosen! Und dann so ganz Herr seiner Zeit, so ganz im Besitz einer absoluten, goldenen Freiheit! Ganz Herr seines eigenen Ichs, das ist an und für sich schon ein Genuß, und wenn wir daran denken, daß wir bald wieder in den Käfig des philisterhaften Alltagslebens zurückkehren müssen, so wird uns halb schwindlig, und wir schütteln den Gedanken ab, bevor er sich recht hat auswachsen können, um uns die schönen Stunden nicht zu verderben.

das singen die knarrenden Sakien in einem fort durch die Stille der Nacht. Im Chor singen sie, wohl an die zwanzig Stück hörbar, und im Chor ertönt ihr Gesang noch zwingender, noch einheitlicher. Am Ufer tauchen in dem vom Feuer rot überhauchten Streifen ein paar Nubier auf vom nahen Dorfe; bald hocken sie dicht dem Boote gegenüber im Sande und plaudern mit unsern Bootsleuten. Die Musik der Sakien schläfert doch ein auf die Länge: noch frage ich im Halbschlummer den Schech, ob es keine Räuber hier herum gebe, worauf ich die stolze Antwort erhalte: „In Nubien stiehlt man nicht" — dann schlafe auch ich ein, nachdem mir mein Freund bereits seit einer Viertelstunde mit gutem Beispiel vorangegangen ist.

Das Aufwachen am andern Morgen ist wenig angenehm. Wir sind beide steif vor Kälte. Denn die Wüste trägt ihre kalten Nächte auch hinein ins Niltal. Temperaturstürze von etwa dreißig Grad sind das Normale, selbst jetzt im Frühjahr. Der Sonnenaufgang bringt jeweilen starken Taufall, den wir heute das erste Mal in unangenehmer Weise zu fühlen bekamen: die Kleider fühlten sich ganz feucht an, und diese Feuchte schien durch die Haut hindurch in die Knochen zu dringen. Wenn es schon nicht angenehm ist, in den Kleidern zu schlafen, so macht eine derartige Durchfeuchtung die Sache vollends unangenehm, und wir sind froh, daß wir an Land springen, die Kleider ausziehen und etwas „müllern" können. Dann wuschen wir uns tüchtig, und in Zeit von einer halben Stunde war der unangenehme Eindruck der ersten Nacht auf dem Nil vollständig aus den Knochen geschüttelt.

Langsam stieg der Sonnenball über dem Grat der Bischarinwüste empor, die Bootsleute begrüßten den Tag knieend am Ufer auf ihren Gebetsteppichen. Denn wenn das Gebet auch Allah gilt, so steckt in der Art und Weise der Verrichtung — bei Sonnenauf- und Sonnenuntergang — doch ein Rest von einem alten Sonnenkultus. Ein leichter Nord bläst talaufwärts, das Segel schwellt sich, und weiter geht die Fahrt, wieder wie gestern an stillen Dörfern, kleinen Baumgruppen, Schöpfrädern und Feldern vorüber.

Manchmal steigen wir aus und gehen ein Stück zu Fuß dem Ufer entlang, treten in ein Dorf und sehen uns das bescheidene Leben der Nubier an, das außer den schon geschilderten Feldarbeiten wenig Interessantes aufweist, oder sitzen eine Weile am Ufer und schauen hinaus auf den Nil und die Schar seiner weißen Segel. Beim Einzug in ein Dorf immer das-

Ein Nubier verkauft unserm Koch ein Paar Hühner zum unglaublichen Preis von total Fr. 1.—. Sie sollen heute abend unsere Küche bereichern, liegen aber vorläufig noch ängstlich gackernd mit zusammengebundenen Füßen in der Schiffsluke unten. Wir sind sehr froh über diese Neuerung im Speisezettel; denn ewig hätte das von Assuan mitgenommene Fleisch, das selig vergnügt an einem Baldachinpfosten im Winde baumelt, nicht hingehalten, wenn ihm auch die trockene Luft trotz der Hitze nichts Ernstliches anhaben kann.

Nachmittags wird ein Bad genommen; ein Seil wird am Hinterende des Schiffes angebunden, und einer nach dem andern läßt sich ein Stück weit vom Boot schleppen. Das ist herrlich, herrlich, wenn auf diese Weise das Wasser rings um den Körper herum vorüberströmt und das in diesem Klima faul gewordene Blut neuerdings zum raschern Kreisen zwingt!

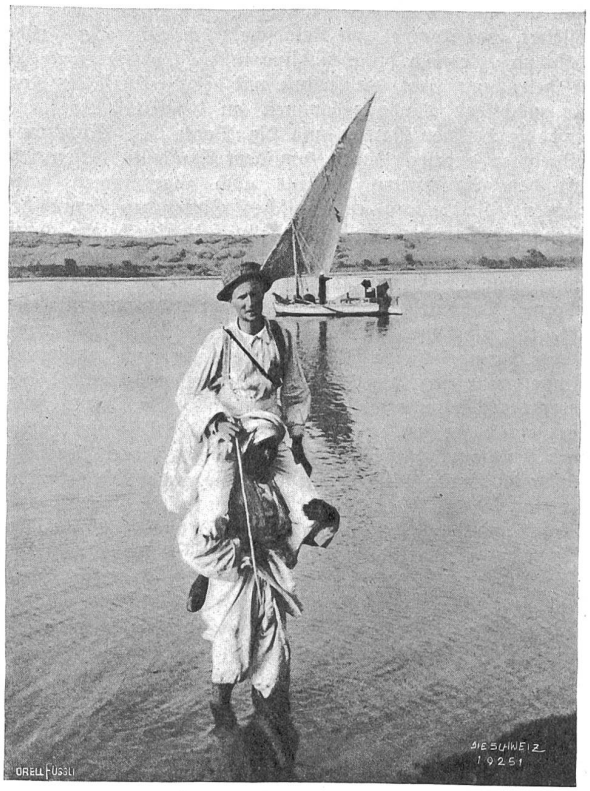
Dann nimmt mein Freund trotz meiner Warnung ein Sonnenbad und liest nachher einen Roman. Ich für mich kann mich nicht entschließen, mir mit einem derartigen Produkt der Kultur die Ruhe stören zu lassen, sondern träume und faulenze weiter in den Tag hinein ... Doch halt! Was riecht denn da so eigentümlich nach Kognak? Warum ist mein Rucksack so durchnäßt? Da haben wir die Bescherung, und auch mein Freund läßt seine Romangestalten und schaut sich den Schaden an: die schöne große Kognakflasche, die uns in Assuan noch ein halbes Pfund gekostet hat, ist ausgeronnen; sie war so sorgsam in Wäsche eingemummelt, daß ich nicht mehr erkannte, was oben, was unten und sie verkehrt in den Rucksack steckte. Diese Behandlung ließ sie sich nicht gefallen und schmiß im Aerger den Kork zum Halse hinaus, und all der schöne Inhalt, der so sehr geeignet gewesen wäre im Bunde mit dem Zucker dem Nilwasser den nötigen „geistigen" Gehalt zu verleihen, war futsch, futsch, unwiderruflich futsch! Das Gesicht meines Freundes glich demjenigen des deutschen Wirtes bei unserer Abreise in Assuan. Eigentlich geärgert haben wir uns aber nicht, wir waren doch in Nubien, in einem Lande des Halbmondes

so gut wie in Aegypten, wo ebensosehr alles auf „Maalesch“ (es macht nichts) und „Bukra“ (morgen dann) abgestimmt ist wie im untern Niltal, wozu sich also ärgern! Wir ließen uns zum Trost einen Tee kochen, der war ja auch ein Geschenk des Himmels, und zudem hatte er eine ähnliche Farbe wie der Kognak; wenn man also noch den Rucksack mit dem Kognakduft etwas in die Nähe stellte, so konnte man mit etwas Phantasie schon glauben, man genösse veritabeln „Dreisternigen“.

Gegen Abend erstund dasselbe Farbenspiel wie gestern, dieselbe Musik der knarrenden Sakien, dieselben Lichteffekte und dasselbe Verglimmen des Tages, und war alles wiederum so zauberhaft schön, daß wir es mit ebenso großer Freude genossen wie gestern. Ein letztes Rot küßt noch das Tempelchen von Kertassi, dann naht wieder die Nacht. Unsere Bootsleute singen in der Dämmerstunde nubische Weisen zur Handtrommel. „Titä, titä, tideräta, Titä, titä, tideräta!“ geht die Handtrommel, und im monotonen Gesang erklingt das uns unverständliche Nubisch. Der Gesang und der Schall der Handtrommel wird vom Ufer her beantwortet, denn in allen Dörfern wird abends in Nubien zur Handtrommel gesungen; auf allen Booten, die an uns vorübergleiten, singt der nubische Bootsmann seine sonderbaren fremden Weisen, fremd in Worten und fremd in Tönen, abstoßend und anziehend für unser Ohr zugleich, frohmütig und traurig zugleich! Sonderbares Land, sonderbare Menschen, diese Nubier!

Bereits im ersten Dunkel der Nacht gleitet das Boot an Tafe vorüber; dunkle Palmsilhouetten heben sich ab von dem immer noch in Rot glühenden Westhimmel, zwischen hindurch schimmert gelbroter Feuerschein aus den Dorfhäusern. Zwischen den Silhouetten der Palmkronen hindurch blitzt da und dort ein Stern, und die Mondsichel gewinnt langsam an Glanz und Silberschein. Dann wird das Tal enger, man sieht die Schatten der Plateauabstürze dicht ans Ufer treten, enger und enger sich zusammenschließen und den Nil mit seinem silbernen Bande einzwängen in eine Art Engpaß: das ist das sog. Tor von Kalabsche. Da der Wind ganz abgeflaut hat, wird das Boot noch unterhalb des Engpasses am Ufer verankert, wir legen uns zur Ruhe und schlafen bald ein.

Ein Ruck, der das ganze Schiff erzittern macht, weckt mich wieder auf, während mein Begleiter ruhig weiterschläft; ich blicke unter dem Baldachin nach vorn: wir segeln wieder! Denn ein starker, fester Nord hat sich wieder erhoben, den der Schech nicht ungenützt vorübergehen lassen will. Der Schein des „Brot“feuers hat das vom Wind pralle Segel mit roter Glut übergossen, sodaß es sich deutlich abhebt vom blauschwarzen Nachthimmel, der Wind drückt mit aller Macht in die rote Leinwand hinein, als wollte er sie in Fetzen reißen, und pfeilschnell jagt das Boot dahin in der Dunkelheit; gleich einer zum Sprung bereiten Katze hockt der alte Schech am Steuer, seine Augen reflektieren den Schein des Brotfeuers, rötlich leuchtet der Turban auf seinem Haupt, und ein zittriges Rot huscht über die Finger, die fest das Steuer umklammern. Der Koch und der zweite Steuermann stehen am Bug und sondieren mit Stangen den Grund; dann rufen sie leise dem Schech die Richtung zu, die er einhalten muß; wir sind im Engpaß von Kalabsche drin, und eine starke Strömung, trotz dem Reservoir, treibt die Fluten des Flusses dem Boote entgegen. Auch über den zwei Gestalten am Bug liegt ein roter Schimmer als Widerschein des flackernden Feuers, huscht über die Muskeln der arbeitenden nackten Arme und über die weißen Turbane, über die dunkeln Gesichter und die sehnigen Nacken. Ein Ruck, das Boot hält bockstill, wir sitzen fest! Die beiden am Bug springen ins Wasser, die übrigen Bootsleute folgen, und fünf starke Männerkörper stemmen sich gegen das Boot; langsam weicht es unter dem Druck der Menschenkraft, der Sand knirscht einen Augenblick, dann sind wir wieder flott, die Fahrt beginnt von neuem, daß die Männer kaum Zeit haben wieder einzusteigen. Auch mein Freund ist wach geworden, und mit gespanntem Interesse verfolgen wir die Fahrt. Der Nachtwind pfeift mit scharfen Stößen durch den Baldachin und stürzt sich in das Segel, und das Boot jagt nun dahin, gleich einer sturmzerzausten Möwe. Die Fahrt ist nicht ungefährlich, nicht der Strömung wegen allein, sondern der Klippen und kleinen Inseln wegen, die am Tage zwar eine breite Fahrrinne freilassen, aber in der Nacht bei den schwierigen Orientierungsverhältnissen gefährlich werden können. Alle Augen spähen daher nach vorn, um allfällige Hindernisse ausfindig zu machen, und dem Feuer wird neues Brennmaterial zugeschüttet. Dort — einmal rechts, einmal links — tauchen Felsen auf, und immer warnt ein Ruf rechtzeitig den Steuermann. Eine helle Flamme loht aus dem Feuer empor und wirft leidliche Helle auf die Fluten des Nil. Doch halt, da sind wir wirklich einem Felsen zu nahe gekommen! Noch versucht der Schech abzubiegen, aber die Kollision ist unvermeidlich; fast faßt mich ein Gruseln, wie das Boot in scharfer Fahrt auf den Felsen zuschießt. Doch schon sind der Koch und der zweite Steuermann wie behende Katzen in einem mächtigen Satz auf das Felseiland gesprungen und stemmen mit Stangen gegen die Bootswand, wieder weicht es der Menschenkraft, und mit ein paar Zentimeter Zwischenraum schießt es vorbei; die beiden aber springen auf die Plattform hinten beim Vorüberfahren. Dann wird das Tal wieder breiter; von der Strömung, die ganz lokaler Natur ist — denn sonst macht sich immer noch die Stauung bemerkbar — ist nichts mehr bemerkbar, alle Gefahr ist vorüber, wenn überhaupt je solche bei der Zuverlässigkeit der Bootsleute bestanden hat. „Elhamdullillah!“ (Gott sei Dank) murmelt der Schech und läßt sich von dem zweiten Steuermann ablösen. Er steuert das Boot dem Westufer zu, wo es für den Rest der Nacht verankert wird. Wir sind wieder dicht in der Nähe eines Dorfes; wie gestern kläffen die Hunde im Chorus, und wie gestern erscheinen ein paar Männer, um zu schauen, wer ihnen den Nachtfrieden störe. Die Bootsleute scheinen keine Müdigkeit zu kennen, sondern fangen munter mit den Dorfleuten zu plaudern an; überhaupt schlafen diese schwarzen Kerle in ganz anderer Weise als wir: sie brauchen keine bestimmte Zeit dazu; sie schlafen



Unternubien Abb. 17. Wie man in Nubien „ausgebootet“ wird: der Verfasser auf den Schultern des Eseltreibers.

Kirche von Bauen (Kt. Uri) und Denkmal von P. Alberik Zwyssig (dem Komponisten des „Schweizerpsalm"). Phot. B. Wiese, Zürich.

den ganzen Morgen, wenn es die Verhältnisse erlauben, sie bleiben dafür die ganze Nacht auf, wenn es sein muß, sie schlafen am Mittag, am Abend, wenn nichts zu tun ist, sie arbeiten vierundzwanzig Stunden, wenn es sein muß! Sie sind vom Schlaf viel unabhängiger als wir.

Der Morgen bringt uns eine freudige Ueberraschung: dicht vor uns zur Rechten liegt, vom Morgennebel leicht verschleiert, der Tempel von Kalabsche. Schon in aller Frühe, während wir noch schliefen, sind unsere Bootsleute weitergesegelt; nun liegt die Felluke mit der Breitseite am Kopf des mächtigen Landungsdammes, an demselben Kopf, wo einst die heiligen Barken und die Boote der Prozessionsteilnehmer angelegt haben, um dem Mandulis, dessen Kult mit dem Aufschwung Nubiens auch zugenommen hatte, während die andern einheimischen Götter den ägyptischen Platz machen mußten, zu huldigen; in Gedanken belebe ich mir den Landungsdamm mit einer solchen Prozession, mit nubisch-ägyptischen Priestern, mit dem Pharao selber, mit Speerträgern, Palmwedelträgern, mit Frauen, die das Sistrum schlagen, mit buntgeschmückten Männern, Sklaven, Dienern! Tempi passati! Heute ist von all dem nur noch der stumme Zeuge aus Stein übrig geblieben, über dessen Rücken die Verehrer des Mandulis einst geschritten sind. In Zukunft wird aber auch dieser Zeuge verstummen; denn die Nilwasser werden auch ihn ganz zudecken drei Viertel vom Jahre. Das Nilwasser im Bunde mit den Menschen, die es bei Assuan gestaut haben, wird an diesen Quadern fressen wie an den Fundamenten und Säulenreihen von Philae, bis auch diese mächtigen Steine ausgemergelt dem Zahn der Zeit verfallen. Rechts vom Damm in dem Winkel zwischen ihm und der alten Quaimauer steht eine Sykomore mit prächtiger Krone. Auch sie ist dem Untergang geweiht; denn das Wasser reicht bereits bis zu den untersten Aesten und wird in Zukunft den größern Teil auch der Krone bedecken um diese Jahreszeit. Prächtig spiegelt sich die grüne Baumkrone im stillen Nilwasser; nur bisweilen wird das Bild etwas getrübt durch ein dampfiges Nebelringlein, das sich loslöst von der kühlen Wasserfläche, oder dann von einer Wasserspinne, die die Oberfläche bei ihrer schießenden Bewegung erzittern macht.

Der Tempel selber ist großzügig angelegt; man sieht, daß kein nubischer König ihn gebaut hat; denn wo die Nubier in Nachahmung der alten Aegypter selber gebaut, ist alles eng aufgefaßt, eng wie das Niltal in Nubien, das von den Wüstenrändern zusammengepreßt wird in eine schmale Rinne. Die Größenverhältnisse sind nicht richtig verstanden, und die eigentlichen altnubischen Bauten machen daher den Eindruck von kleinen Kindern mit riesigen Pelzmützen und großen Ohrwascheln. Was Künstlerisches in Nubien entstanden ist, das haben echte Pharaonen vom untern Niltal erstehen lassen, wohl auch durch die Hände ägyptischer Arbeiter und Künstler; der Reliefschmuck der eigentlichen nubischen Bauten beweist, daß auch die religiöse Seite von den Nubiern nie richtig erfaßt worden ist, was man ihnen schließlich nicht übelnehmen kann; denn auch uns modernen Menschen bleibt die Religion des alten Aegypten ein Buch mit sieben Siegeln. Die Anlage des Tempels von Kalabsche wurde durch Amenophis II. in Angriff genommen, Ptolemäer haben daran weiter gebaut, aber erst Augustus hat das Werk des Pharao vollenden lassen, d. h. ganz vollendet ist der Tempel nie worden, der Reliefschmuck fehlt fast ganz, und wo er vorhanden, ist er noch in Roharbeit. Ueber den Tempel selber habe ich nicht viel zu sagen; er liegt leider stark in Trümmern, mit Ausnahme des Pylons. Das Schönste blieb der erste Eindruck: das stimmungsvolle Erwachen an dem alten „Landungssteg" gegenüber dem mächtigen Pylon als stolzem Zeugen der Vorzeit, zusammen mit dem malerischen Bild der Sykomore und ihrem Spiegel und den dampfigen Nebelringlein! Es lag wirklich Stimmung über dem Ganzen. Dann kam langsam der Feuerball der Sonne und hatte im Nu die Nebelringlein aufgezehrt zum Frühstück; klar und hell, strahlend rein nahte der Tag, Rosalichter huschten über den alten Pylon und die Landungsbrücke, und vom Pylondach aus genossen wir einen herrlichen Sonnenaufgang. Ich werde die zittrigen Rosalichter, die bläulichen Schatten, die langsam dem Lichte wichen, nie vergessen, nie vergessen, wie diese Rosalichter ihrerseits dem Gold der klaren Vormittagssonne wichen, bis diese schließlich den violetten Nebelschleier, der draußen über dem Nil lag, gelüftet hatte und das Blau des Himmels sich im Flusse widerspiegelte.

Während wir frühstückten, setzte sich das Boot wieder in Bewegung; doch bald flaute der Morgenwind wieder ab, nachdem wir kaum drei Kilometer zurückgelegt hatten. Eine brütende Hitze begann sich über dem Nil zu lagern, begleitet von einer absoluten Windstille. Auch die Nähe des Wassers brachte keine Kühlung. „Chamsin," sagte der Steuermann trocken. Die Bootsleute ließen das Boot in einer seichten Stelle auflaufen; dann wurde ein langes Seil an den Mast angebunden; die Mannschaft bis auf den Schech watete an Land und begann das Schiff an diesem Seile zu ziehen, während sie zu der Arbeit ein nubisches Arbeitslied sang, das in die gemeinsame Arbeit

der fünf Körper hohen Rhythmus brachte. So werden auch in Aegypten die schweren Nilbarken gezogen, wenn kein Wind oder Gegenwind geht. Die nach dem Ufer hin wirkende Komponente der ziehenden Kraft mußte durch die Steuerarbeit des Schechs überwunden werden, bezw. die Steuerstellung ergab die zweite Komponente, und die Resultante war die Fahrtrichtung flußaufwärts. Die Zieharbeit ist sehr beschwerlich, besonders hier oben in Nubien; denn durch das Fruchtland führt gewöhnlich kein Weg dem Ufer entlang, bisweilen versperren die Felsen der Wüste den Weg vollständig, sodaß die Ziehmannschaft im Nil selber sich Bahn suchen muß; oft lag auch dichtes Dorngestrüpp am Ufer, in dem sich das Seil verfing, dann wieder mußten Baumgruppen umgangen werden, die Leute mußten den Feldern ausweichen ꝛc., kein Wunder, wenn man auf diese Weise nur langsam vorwärtskommt. Rudern tut der Aegypter und der Nubier ebenfalls nur äußerst ungern, und wenn unsere Mannschaft einmal eine halbe Stunde an den Rudern gesessen, hatte sie absolut kein Sitzleder mehr, und das Seil wurde neuerdings angebunden.

Mein Freund nahm wieder fleißig Sonnenbäder, während ich eine Weile am Seile mitzog. Ich hatte aber bald genug; denn die Hitze wurde nach und nach unerträglich, sie mochte über vierzig Grad am Schatten betragen; den arbeitenden Schwarzen rann der Schweiß in hellen Bächen über die dunkeln Gesichter.

(Schluß folgt).

Ein unbekanntes Bildnis von Alberik Zwyssig.

Zur sechzigsten Wiederkehr seines Todestages.

Am 18. November 1914 waren es sechzig Jahre, daß der Schöpfer der herrlichen Melodie unseres Schweizerpsalms, P. Alberik Zwyssig, in Mehrerau am Bodensee dahinschied. Der Erinnerung an diesen Tag sei der nachstehende kleine Beitrag zu einer Zwyssig-Ikonographie gewidmet.

Von Alberik Zwyssig (1808 bis 1854) gibt es ein Porträt in Oel, das den Komponisten in Halbfigur darstellt. Eine von H. Bodmer nach diesem Bilde gezeichnete Lithographie ist dem 64. Neujahrsgeschenk der Zürcher Musikgesellschaft von 1876, das ein Lebensbild Zwyssigs von Dr. Hans Weber, Pfarrer in Höngg, enthält, beigegeben, und auch sonst ist dieses Bild öfter wiederholt worden, so in der Gedenkschrift: P. Alberik Zwyssig als Komponist von P. Bernhard Widmann, Bregenz, 1905 *). Als Hugo Siegwart seinerzeit das Zwyssigdenkmal in Bauen, dem Geburtsort des Künstlers, schuf (s. S. 526), war nach der Angabe Widmanns kein allen Anforderungen entsprechendes Bildnis aufzutreiben. Umso willkommener dürfte die Mitteilung eines authentischen Bildes von Zwyssig sein. Dieses bisher unbekannte Porträt ist eine farbige Wachsbossierung, auf schwarzem Schieferplättchen, in Medaillenform, wie sie in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts beliebt waren. Das Brustbild zeigt P. Alberik im Profil, nach links; er trägt das Zisterzienser Ordenskleid: weißen Habit, schwarzes Skapulier, darüber schwarzen Gürtel, eine weiße Halsbinde, Brille und schwarzes Käppchen. Das Porträt ist unzweifelhaft nach dem Leben modelliert. Die noch fast jugendlichen Züge rücken es in die erste Hälfte der vierziger Jahre zurück. Die Bossierung stammt sicher aus der Werkstätte der Familie Birchler in Einsiedeln. Da P. Alberik nach der Vertreibung aus Wettingen 1841—1846 zu St. Karl bei Zug wohnte und oft in Einsiedeln war, dürfte das Wachsmedaillon in dieser Zeit entstanden sein.

P. Alberik Zwyssig (1808—1854), der Komponist des „Schweizerpsalm".

Eine weitere Wachsbossierung mit dem Bilde von P. Gerold Zwyssig, Kapitular von Muri-Gries, Bruder des Komponisten, läßt eine große Familienähnlichkeit in den Gesichtszügen erkennen; sie kehrt wieder auf einem Oelporträt des P. Gerold, 1842 von J. Bucher gemalt. Das Bild befindet sich gegenwärtig in Sarnen und erinnert stark an das oben erwähnte Oelbild Alberik Zwyssigs; ich habe letzteres Bild im Original zwar nicht gesehen, vermute aber, es möchte ebenfalls von Bucher gemalt sein. — Das Wachsmedaillon mit dem Bilde des Komponisten besitzt der Studentenverein in Sarnen.

Dr. P. Emmanuel Scherer, Sarnen.

*) Auch in der „Schweiz" finden unsere Leser die Lithographie Bodmers reproduziert, im fünften Band (1901) S. 82, ebenda S. 165 in zwei Abbildungen die Zwyssig-Medaille des rühmlichst bekannten Basler Medailleurs Hans Frey; wir benützen die Gelegenheit, auch Hugo Siegwarts Zwyssig-Denkmal in Bauen im Bilde vorzuführen. A. d. R.

Dramatische Rundschau VI.

Neuere Schweizer Dramen.

Diesmal sei nicht von Theateraufführungen die Rede, nicht von jenen Autoren, die das Glück hatten, ihre Gestalten, die sie in stillen Stunden geformt, gehegt und gepflegt hatten, im Lichterglanz der Bühne ihre Auferstehung feiern zu sehen, sondern von einigen dramatischen Werken schweizerischen Ursprungs möchte ich sprechen, denen bis jetzt die Bühne noch ein verschlossenes Paradies geblieben ist.

Man weiß, wie heiß Victor Hardung seit Jahren um den Theaterlorbeer ringt, und einmal, da seine „Godiva" von einer führenden deutschen Bühne, dem Dresdner Hoftheater, aufgeführt wurde *), wollte es beinahe scheinen, als ob berechtigte Hoffnungen in Erfüllung gehen sollten. Ich sage berechtigte; denn nach meiner Meinung steht das Drama hinsichtlich seines dichterischen Wertes, hinsichtlich der Vertiefung des Problems und trotz seinem starken lyrischen Einschlag haushoch über den meisten der Dramen, die jahraus jahrein auf deutschen Bühnen paradieren. Allein der Erfolg blieb aus, scharf standen sich Für und Wider gegenüber, und die verdammenden Urteile, von denen man zwar den bestimmten Eindruck erhielt, daß sie auf

*) Vgl. „Die Schweiz" XVII 1913, 47/50.